

## Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

# Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XIX. Jahrg.

I.

1880/81.

**Dr. Emil Wernusky:** Geschichte Kaiser Karls IV. und seiner Zeit. 1. Bd. 1316—1346.  
S. XVI und 462. Innsbruck 1880.

Ein volles Jahrhundert ist seit dem Erscheinen der „Geschichte Karls IV.“ von Franz Pelzel verflossen. Das Buch entsprach ganz und gar den Anforderungen, welche seiner Zeit an ein historisches Werk gestellt wurden; den Männern vom Fache war es jedoch längst schon klar, daß die Regierung des hervorragenden Herrschers aus dem Hause der Lützelburger einer neuen Bearbeitung bedürfte, an die sich natürlich nur ein solcher Mann wagen könne, der vertraut mit der modernen Historiographie und das in neuerer Zeit zu Tage geförderte umfangreiche Material beherrschend, uns die Zeit Karls den heute von der Wissenschaft zu stellenden Anforderungen gemäß zu schildern im Stande wäre. Es ist damit nicht etwa behauptet, daß das 14. Jahrh. und speziell die Regierungsperiode des Luxemburgers bislang gänzlich vernachlässigt worden wäre, die Geschichte der Provinzen und Länder, welche von Karl beherrscht wurden, oder zu denen er in größere oder geringere Berührung trat, sind sowie einzelne Partien seiner eigenen Regierungsthätigkeit eingehenderen Untersuchungen unterzogen worden, vornämlich hat aber das Urkundenmaterial, welches der gelehrten Welt durch den Druck übergeben wurde, gewaltig an Umfang gewonnen, und mit den „Regesten des Kaiserreiches unter Kaiser Karl IV.“ von Adolf Huber war schließlich die sichere Grundlage zum Aufbau einer Geschichte dieses Kaisers und seiner Zeit gelegt. Seit der Veröffentlichung dieser fleißigen und sorgfältigen Arbeit war der Referent und mit ihm gewiß gar viele Geschichtskundige der festen Ueberzeugung, daß sich in Bälde ein Bearbeiter der Geschichte Karls einstellen müsse, und daß diese Hoffnung keine irrige war, bezeugt das vorliegende, vom Docenten der hiesigen Universität Dr. Emil Wernusky der Oeffentlichkeit übergebene Buch, welches er in kindlicher Pietät dem Andenken seines jüngst verstorbenen Vaters widmet. Es ist höchst erfreulich, daß W. die Hand an diese mühevolle aber auch lohnende Aufgabe legte, hat doch gerade er durch seine auch in diesen Blättern besprochenen Monographien „die italienische Politik Papst Innocenz VI. und König Karl IV.“ und „der erste Römerzug Kaiser Karls IV.“ seine volle Berechtigung zum Geschichtsschreiber des Lützelburgers satfam nachgewiesen.

Zu dem vorliegenden Werke übergehend, theile ich vorerst den Plan mit, den sich der Verf. für seine Arbeit entworfen hat, er beabsichtigt nicht etwa blos eine Biographie Karls, sondern auch eine Geschichte des deutsch-italienischen Kaiserreiches, sowie der Länder der böhmischen Krone unter der Regierung dieses Herrschers zu geben, auch will er den allgemeinen Kulturfrömungen,



## Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

# Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XIX. Jahrg.

I.

1880/81.

**Dr. Emil Wernusky:** Geschichte Kaiser Karls IV. und seiner Zeit. 1. Bd. 1316—1346.  
S. XVI und 462. Innsbruck 1880.

Ein volles Jahrhundert ist seit dem Erscheinen der „Geschichte Karls IV.“ von Franz Pelzel verflossen. Das Buch entsprach ganz und gar den Anforderungen, welche seiner Zeit an ein historisches Werk gestellt wurden; den Männern vom Fache war es jedoch längst schon klar, daß die Regierung des hervorragenden Herrschers aus dem Hause der Lützelburger einer neuen Bearbeitung bedürfe, an die sich natürlich nur ein solcher Mann wagen könne, der vertraut mit der modernen Historiographie und das in neuerer Zeit zu Tage geförderte umfangreiche Material beherrschend, uns die Zeit Karls den heute von der Wissenschaft zu stellenden Anforderungen gemäß zu schildern im Stande wäre. Es ist damit nicht etwa behauptet, daß das 14. Jahrh. und speziell die Regierungsperiode des Luxemburgers bislang gänzlich vernachlässigt worden wäre, die Geschichte der Provinzen und Länder, welche von Karl beherrscht wurden, oder zu denen er in größere oder geringere Berührung trat, sind sowie einzelne Partien seiner eigenen Regierungsthätigkeit eingehenderen Untersuchungen unterzogen worden, vornämlich hat aber das Urkundenmaterial, welches der gelehrten Welt durch den Druck übergeben wurde, gewaltig an Umfang gewonnen, und mit den „Regesten des Kaiserreiches unter Kaiser Karl IV.“ von Adolf Huber war schließlich die sichere Grundlage zum Aufbau einer Geschichte dieses Kaisers und seiner Zeit gelegt. Seit der Veröffentlichung dieser fleißigen und sorgfältigen Arbeit war der Referent und mit ihm gewiß gar viele Geschichtskundige der festen Ueberzeugung, daß sich in Bälde ein Bearbeiter der Geschichte Karls einstellen müsse, und daß diese Hoffnung keine irrige war, bezeugt das vorliegende, vom Docenten der hiesigen Universität Dr. Emil Wernusky der Oeffentlichkeit übergebene Buch, welches er in kindlicher Pietät dem Andenken seines jüngst verstorbenen Vaters widmet. Es ist höchst erfreulich, daß W. die Hand an diese mühevolle aber auch lohnende Aufgabe legte, hat doch gerade er durch seine auch in diesen Blättern besprochenen Monographien „die italienische Politik Papst Innocenz VI. und König Karl IV.“ und „der erste Römerzug Kaiser Karls IV.“ seine volle Berechtigung zum Geschichtsschreiber des Lützelburgers satfam nachgewiesen.

Zu dem vorliegenden Werke übergehend, theile ich vorerst den Plan mit, den sich der Verf. für seine Arbeit entworfen hat, er beabsichtigt nicht etwa blos eine Biographie Karls, sondern auch eine Geschichte des deutsch-italienischen Kaiserreiches, sowie der Länder der böhmischen Krone unter der Regierung dieses Herrschers zu geben, auch will er den allgemeinen Kulturfrömungen,



in welchen der Charakter jener Zeit seinen Ausdruck fand, und an denen Karls reger Geist fördernden Anteil nahm, gelegentlich Rechnung tragen. Wie man sieht, umfaßt die Aufgabe, die sich der Verf. stellte, ein weites Gebiet, welches aber, wie Jederman zugestehen wird, sich durchaus nicht beschränken ließ. Er hofft in vier Bänden den überaus reichen Stoff bewältigen zu können. Der 1. Band umfaßt die Zeit bis 1346, der 2. soll bis 1355, der 3. bis 1368 reichen und der 4. mit dem Tode des Kaisers seinen Abschluß finden.

Wir haben es dergleichen mit dem 1. Band zu tun, der in acht Kapiteln zerfällt und mit Karls Wahl zum römischen Kaiser endet. In demselben ist das gesammte gedruckte, sowol das urkundliche, als auch das in Chroniken vorfindliche historische Material verwertet, aber auch die neueren Bearbeitungen und Hilfsmitteln werden gehörigen Orts immer wieder in Betracht gezogen; daß der Verf. nicht in der Lage war bislang unbekanntes Material aufzufinden und für seine Arbeit zu benutzen, kann ihm unmöglich zum Vorwurf gemacht werden, übrigens sollten auch später eine oder die andere in diesen Zeitraum fallende Urkunde aus dem Staub der Archive hervorgezogen werden, sie können die bisherigen Resultate der Wissenschaft über diesen Zeitraum kaum wesentlich alteriren. Wenn auch das Buch Werunskys manche der bisherigen Ergebnisse der Geschichtsforschung einfach bekräftigt, so hat es doch wieder andere weiter geführt und nicht wenige neue Resultate zu Tage gefördert. Mit Liebe von dem von ihm behandelten Thema erfüllt, hat es der geehrte Verf. an Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit nicht fehlen lassen und ein Werk geschaffen, das nicht vielleicht blos den Fachgenossen Freude bereiten, sondern das sich auch in die Kreise der Gebildeten Eingang verschaffen wird. Der leidigen Gepflogenheit des Kritikers mich fügend, der bei jedem Buche, das unter seine Hände kommt, ein Häkchen zu finden gewohnt ist, will ich mein Bedenken nicht zurückhalten, daß das vorliegende Werk hier und dort mir zu breit angelegt zu sein scheint, und daß es demselben, vornämlich wenn das größere Publikum in Betracht gezogen werden soll, durchaus nicht schaden könnte, wenn manche Partien mehr zusammen fassender behandelt wären. Aus dem gebotenen reichen Inhalt des Buches will ich blos einige Punkte hervorheben. Es wird wol Niemand mehr, wie dies von Palacky geschieht, den Herrn Wilhelm von Waldek als den „Erzieher“ Karls nennen dürfen, denn das Kind stand, als es nach Pürglitz gebracht wurde, im vierten Monat seines Alters und weilte kaum ein halbes Jahr daselbst, und als der Knabe seit 1320 wieder längere Zeit auf dieser Burg sich aufhielt, zählte der „Erzieher“ nicht mehr zu den Lebenden. Eine blos subjective Anschauung des Ref. ist es, wenn er meint, daß auf die Beziehungen des Kaisers Ludwig zu Marsiglio und den Minoriten und auf den Römerzug des Wittelsbachers näher hätte eingegangen werden sollen, denn obgleich diese Vorgänge nicht in den Rahmen einer Geschichte Karls fallen, so machten sich ihre Nachwirkungen doch noch in jener Zeit geltend, in welcher der junge Lützelburger bereits als Staatsmann tätig eingreift. — Der von den Visconti gegen Karl geplante, jedoch vereitelte Vergiftungsversuch, war mir trotz der Vita Caroli, stets verdächtig und mein Zweifel ist auch durch den Verfasser nicht behoben. — Die italienischen Verhältnisse sind klarer denn irgend anderswo dargestellt und lassen die speziellen Studien des Verf. erkennen. — Wenn auch selten, so werden doch zuweilen dieser oder jener Persönlichkeit, hauptsächlich aber seinem Helden Beweggründe ihrer Handlungen zugeschrieben, von welchen es fraglich bleibt, ob sie auch wirklich daran auch nur entfernt dachten. — Nicht einverstanden bin ich mit den teilweise auch von andern Schriftstellern benutzten Entschuldigungsgründen, mit welchen der Verf. die enormen Zugeständnisse, die Karl 1346 zu Avignon dem Papste Clemens VI. macht, zu entschuldigen sucht; da wird unter Andern immer auf Ludwig dem Baier hingewiesen, dabei jedoch vergessen, daß der schwache und wankelmütige Wittelsbacher, von dem brennenden Verlangen nach Ausöhnung mit der Kirche getrieben, in jene falsche, von der Curie nur zu gut ausgebeutete Position geriet, welche ihn zu Versprechungen verleitete, die der Würde der kaiserlichen Krone ganz und gar abträglich waren, aber sie sind niemals, wenn auch nicht durch seine Schuld, perfect geworden. Markgraf Karl von Mähren dagegen gab sich, von Haß gegen den Kaiser und von Ehrgeiz geleitet, zu einer Capitulation her, die von ihm kühlen Muts noch vor seiner Wahl abgeschlossen wurde;



der etwaige Concurrent um die deutsche Krone, der König von Frankreich, damals von England bedroht, war niemals, am wenigsten aber im April 1346 ein gefährlicher Nebenbuhler, und dem staatsklugen Karl konnte es unmöglich verborgen sein, daß der Papst in seinem Haffe gegen Ludwig IV. viel zu weit gegangen war, um der Hilfe der Luxemburger, auch gegen weit geringere Zusagen, entraten zu können. Die Gast, mit welcher Karl nach der durch seine der Curie gemachten exorbitanten Zugeständnisse fast wertlos gewordenen deutschen Krone greift, gerichtet dem doch sonst so klugen und kaltblütigen Diplomaten sicher nicht zum Ruhme.

Dem Bande sind vier Excurse angehängt, der erste handelt „über die Sprachkenntnisse Karl IV.“, oder eigentlich über die in neuester Zeit ventilirte Frage, ob deutsch oder cehisch seine Muttersprache war. Ich stimme dem Verf. bei, halte diese Frage für eine müßige und bin mit ihm der Ansicht, daß man auf Karls „Nationalität“ kein unverhältnismäßiges Gewicht legen soll. Der zweite Excurs bespricht „die Zusammenkunft des Markgrafen Karl mit dem Kaiser Ludwig zu Frankfurt im Sommer 1338,“ über welche Karls Selbstbiographie und Wilh. von Orams Tractat: de electione Caroli IV., oder besser der zu dessen Widerlegung geschriebene Tractat des Konrad von Meggenberg (Höfler: aus Avignon 30 N. 2) nicht übereinstimmen. Der dritte Excurs bezieht sich auf die Berichte der Vita Car. p. 245, 260 und 261 über den Traum zu Lorenzo und auf die angebliche Charakterwandlung Karls während des Aufenthalts zu Avignon im J. 1340; der vierte endlich handelt „über die Nichtigkeitserklärung der Ehe Margarethas von Tirol mit Johann Heinrich von Luxemburg,“ in welchem erörtert wird, daß Ludwig IV. und Clemens VI., freilich zu sehr verschiedenen Zeiten, die Ehe für eine von Anfang an ungiltige ansahen, und daß in dieser Angelegenheit bei diesem und bei jenem Nützlichkeitsgründe maßgebend waren.

B.

**K. Th. von Inama-Sternegg**, Prof. Dr.: Deutsche Wirtschaftsgeschichte, Band I. (bis zum Schluß der Karolingerperiode), Leipzig, Duncker und Humblot, 1879.

Nicht ohne gelindes Mißtrauen nahm Referent das vorbezeichnete Buch zur Hand: gelind deshalb, weil sich der Verfasser bereits durch wertvolle Veröffentlichungen einen sehr geachteten Namen gemacht hat; — nichts desto weniger aber Mißtrauen, weil die Arbeiten unserer Wirtschaftshistoriker fast durchweg nicht Geschichte, nicht Darlegung des Werdens, des Aus-einander-folgens, sondern besten Falls Beschreibungen des jeweiligen Seins, des bloßen Auf-einander-folgens sind und vornehmlich als Curiositätenkammern Wert haben. Urbäter Hausrat, meist in malerischer Unordnung. „Ein Rehrichthaf und eine Kumpelkammer, — Und höchstens eine Haupt- und Staatsaction.“ Hinter jenem historischen Glanz und Flitter wird für genauere Betrachtung die Armut, der Mangel an tieferm Erkennen sichtbar. Vor. von Stein spricht nicht mit Unrecht von Leuten, die sich in den Scherben der Weltgeschichte ihre Häuser bauen und Dühring hat diese Schule die pseudo-historische getauft. Die Unzulänglichkeit der (bisherigen) „sogenannten historischen Methode, welche jedoch eigentlich keine Methode ist,“ hat jüngst P. von Lilienfeld (Socialwissenschaft der Zukunft, Band IV.) gut gekennzeichnet.

Das Vorwort, in welchem der Verfasser treffend als seine Aufgabe hinstellt, die jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnisse in und aus ihrem innigen Zusammenhange sowol mit der Natur als auch mit allen gesellschaftlichen Verhältnissen darzulegen und zu erklären, ist geeignet, jenes Mißtrauen in Zweifel umzuwandeln, — Zweifel darüber, ob die im Vorwort vertretene und schon von K. Kies (die politische Deconomie vom Standpunkt der geschichtlichen Methode 1853, S. 110 u. a. D.) nachdrücklich betonte Auffassung im Werke selbst werde bewahrheitet werden. Aber auch der Zweifel hält nicht Stand. Inama's Werk erweist sich schon nach den ersten Abschnitten als aus echt-geschichtlichem Geiste geboren. Durch geschichtliches Dunkel, durch die Wirrsale der Quellen, die nur stellenweise tief, meist aber unergiebig fließen und häufig stocken, leitet Pfadfinderhand in der Richtung der Hauptströmungen ins Felle, vorwärts aus den Zuständen erster, roher gemein- und gemenge-wirtschaftlicher Besiedelung in die Zeit, wo privates Grundeigen die wirtschaftliche Tüchtigkeit der Einzelnen entfesselte, allerdings nicht



ohne daß neben wirtschaftlicher Tüchtigkeit auch öffentliches Verdienst und öffentliche Geltung größere Habe und wirtschaftliches Uebergewicht gewährte. Dieses wirtschaftliche und gesellschaftliche Uebergewicht führte dann zu wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Beherrschung der minder-Tüchtigen und in die vielartigen Formen der Grundhofschaft, aber auch Grundhörigkeit und wurde der Unterbau der aus Immunitäten emporkwachsenden Landesherrschaft. Es ist ein besonderes Verdienst Inama's, dargetan zu haben, daß dieser in breiten Massen sich vollziehende Verlust der (Gemein-) Freiheit — mit welchem Verlust übrigens oft das Emporsteigen der Eigenleute und Riten in jene neue Mittelklasse, ja ausnahmsweise in eine höhere Klasse, vor sich ging, — häufig, wenn nicht durchgehend, zugleich eine Vorbedingung und die Ursache höherer wirtschaftlicher und damit allseitiger Kultur war. Denn die Schwachen fanden im Grundherrschaft Schutz gegen fremde Gewalt, außerdem in Entgegenhalt zu Abgaben und Diensten materielle Hilfe in der Not und — dies ist besonders wichtig — vielfach die gesicherte Möglichkeit intensiverer Bodenbestellung und der Uebung und Weiterbildung des sich regenden Gewerbe- und Künstsleißes. Hier schon tritt uns als dogmatischer Teilerfolg der geschichtlichen Behandlung die Wahrnehmung entgegen, daß nicht äußerliche Gleichheit, nicht Gleichmachung, sondern Anleitung der minder-Kräftigen zu höherer wirtschaftlicher, also höherer intellectueler Betätigung das Wol der Einzelnen und der Beerbenden, das der Gesamtheit und ihrer Geschlechter-Folgen verbürgt.

In knapper, gefälliger, geeigneten Orts schwinghafter Darstellung führt Inama die Entwicklung vor Augen; es geht ein Zug dramatischen Lebens durch das Ganze, schon deshalb, weil die Motive der wirtschaftlichen, zugleich auch der rechts- und der reichsgeschichtlichen Vorgänge klar gelegt werden. Hier sei bemerkt, daß deshalb das Werk nicht nur für die Wirtschaftsgeschichte, sondern in hohem Grade auch für die Rechts- und weiterhin für die Reichsgeschichte Wert besitzt, welche aus den wirtschaftlichen Verhältnissen erst ihre Aufhellung erfahren. Die wirtschaftsgeschichtliche Deutung, und insbesondere die Arbeit Inama's wird von Rechts- und Reichshistorikern künftig nicht übersehen werden dürfen. Vom angehenden Wirtschaftshistoriker aber wird Inama's Vorarbeit zum nunmehrigen Werke, die (im Novemberhefte 1876 der Sitzungsberichte der fil. histor. Klasse der kais. Academie der Wissenschaften Band LXXXIV. Seite 135 folg. veröffentlichte) Abhandlung „über die Quellen der deutschen Wirtschaftsgeschichte“ als erste Einleitung in diese Wissenschaft ebenso wenig entbehrt werden können, als Wattenbach's „Geschichtsquellen“ vom Reichshistoriker; es ist dringend zu wünschen, daß, wie Inama's Hauptwerk bald eine Fortsetzung, so jene vorbereitende quellengeschichtliche Abhandlung bald eine erweiterte Form gewinne.

In der „deutschen Wirtschaftsgeschichte“ verleugnet sich tatsächlich deutsche Gründlichkeit nicht in ausgiebiger Verwertung der Geschichtsquellen; aber unser Schriftsteller vermeidet in geschmackvoller Weise eitlen Citatenprunk; in guter Auswahl dienen ihm Belegstellen in Anmerkungen als handfester Beweis; es ist dieß die wahre Sparsamkeit des wirklich Reichen. Insbesondere liegt dem Verfasser fern, was Historiker nicht selten tun, Rührerdienste zu leisten dort, wo kein König bauen wird. Sein Buch verfolgt, ohne daß dies aufdringlich wird, unaufgehalten die Richtung, den derzeitigen Verhältnissen in denen der Vergangenheit die erklärende Grundlage zu geben; diese Richtung führt zur gedeihlichen Weiterbildung der Zukunft, denn „das letzte Ziel auch für die historische Nationalöconomie ist die Gewinnung einer wissenschaftlichen Dogmatik.“ — Tritt naturwissenschaftliche und naturwissenschaftlich-ethische Behandlung zu derselben Aufgabe heran, dann erwächst aus der Wirtschaftswissenschaft für das Leben und die drängendsten Fragen der Zeit bald reichlicher Segen.

Referent fand zu vorstehender Besprechung einen Antrieb in dem Umstande, daß im Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen der Zusammtritt einer Section für Wirtschafts-, Rechts- und Culturgeschichte im Zuge ist; diese Section wird — wie gehofft werden darf, im Geiste des muftergebenden Werks Inama's — die Wirtschafts-, Rechts- und Culturgeschichte Böhmens ins Auge fassen und wird, wie wir vertrauen, zahlreiche tüchtige Kräfte behufs Be-



arbeitung dieses fast brachliegenden Gebiets zu wechselseitiger Unterstützung in gemeinsamer Arbeit vereinen.

Dr. Eduard Popper.

**J. Loserth**: Fragmente eines Formelbuches Wenzels II. v. Böhmen. Wien 1879.

Die gediegenen Forschungen und Publikationen des Czernowitzer Professors Loserth wenden sich mit Vorliebe unserer heimischen Geschichte zu, und wir können dem rührigen Historiker nur unsern Dank dafür zollen. Die vorliegende Abhandlung, die zuerst im Archive für österreichische Geschichte (LVII. Bd. II. Hälfte) erschienen ist, bespricht das Fragment eines Formelbuches, niedergeschrieben auf einem Pergamentblatte, das in der Bibliothek des Prager Domkapitels bis jüngst als Ueberzug eines Einbanddeckels fungirte. Es enthält im Ganzen 14 Formeln aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh., darunter drei sehr werthvolle bisher unbekannte Schreiben König Rudolfs, aus welchen sich unter Andern ergibt, daß die Krönung Wenzels und Guta's schon für Pfingsten 1287 festgesetzt worden war. Auch andere unbekannte Stücke finden sich unter den Formeln; nur Nr. III, VIII und IX sind bereits gedruckt. Mancherlei ergänzendes neues Detail zur Geschichte Wenzels kann der sorgfältigen Publikation entnommen werden, welche aus einer vorzüglichen Einleitung und dem wörtlichen Abdruck der Formeln, deren Entzifferung (nur mit Zuhilfenahme chemischer Mittel) dem erprobten Scharfsinne des Herausgebers zumeist gelungen ist.

S.

**Gustav Mattauch**: Chronik der Stadt Karbitz. Mit einer statistischen Beilage. Selbstverlag.

Wir haben eine recht fleißige Arbeit in der obigen Schrift anzuzeigen, die, wenn auch nicht durchaus direkt aus den Quellen gearbeitet, sich doch mit guten Belegen aus zweiter Hand behilft. Für die ältere Zeit leisteten Hallwachs Forschungen über Graupen und Türmitz vorzügliche Dienste; daneben wurde hauptsächlich der handschriftliche Nachlaß des 1786 als Kaplan nach Karbitz gekommenen P. Karl Franz Saiz („Chronik des Schutzstadtl's Karbitz“ und „Beschreibung von Karbitz“), die Pfarrgedenkbücher von Karbitz und Kulm und für die spätere Zeit die dürftigen Materialien des Stadtarchives benutzt. Die statistische Beilage bringt eine präcise Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Aemter, Gewerbe, des Verkehrs, des Vereinswesens, und besonders aber des im Weichbilde der Stadt so intensiv betriebenen Kohlenbergbaues. Der Heinertrag der Chronik ist der inneren Renovation der Stadtkirche in Karbitz gewidmet, und es ist schon deswegen der ja auch sonst empfehlenswerthen Schrift ein reger Absatz zu wünschen.

S.

**Franz Weller**: Die kaiserlichen Burgen und Schlösser in Bild und Wort. Auf Grund von Quellenwerken dargestellt. Wien 1880. L. C. Zarnaraki.

Vorliegendes, in 2 Halbbänden erschienenes Buch hat sich die gewiss dankenswerthe Aufgabe gestellt, in Bild und Wort ausführliche Aufschlüsse über alle in Oesterreich liegenden Kaiser-schlösser zu geben, und der Verfasser führt als gewandter Cicerone unter, nicht selten recht unterhaltenden und fesselnden Erläuterungen durch die stolzen Prunksäle und hohen Hallen folgender kaiserlichen Besitzungen: Die Hofburg in Wien, der Augarten (die alte Favorita), die neue Favorita (das k. k. Theresianum), das Lustschloß Belvedere, der Prater, die Lustschlößer Schönbrunn, Hetzendorf und Laxenburg, die Burg zu Wiener-Neustadt, das kgl. Lustschloß Gödöllö, die kgl. Burgen in Prag und Buda-Pest, das Schloß Reichstadt, die Residenz in Salzburg und Schloß Hellbrunn, die kaiserl. Villa in Pöchl, die Hofburg in Innsbruck, Schloß Ambras und das kaiserl. Schloß Miramar. Es ist eine recht fleißige Arbeit, die des Materials genug zusammenträgt, freilich ohne dasselbe für den Fachmann immer gründlich und erschöpfend zu behandeln. Indess ist das Buch zunächst für weitere Kreise geschrieben, und wer sich seiner Führung anvertraut, wird immerhin eine reiche Ausbeute an historischen und culturgeschichtlichen Momenten gewinnen. Zu dem in typographischer Hinsicht sorgfältig und elegant zu nennenden



Texte stehen die 20 beigelegten Illustrationen in keinem wünschenswerten Verhältnis. Sie sind keineswegs künstlerisch ausgeführt, einzelne wie, z. B. die Prager Burg, der Schönbrunner Park fast primitiv. Außer den zwei genannten sind folgende Motive behandelt: Die Hofburg, der äußere Burgplatz, der Augarten, das Lustschloß Belvedere und der Prater in Wien, das Lustschloß Schönbrunn und Partien aus dem Parke daselbst, die Franzensburg in Laxenburg, die Burg in Buda-Pest, das Prager Belvedere, die Schlösser zu Gödöllö, in Reichstadt, Salzburg, Hellbrunn, Innsbruck, Ambras, die Villa zu Fischl und Schloß Miramar bei Triest. O. L.

**Anton Dorn:** Wanderungen in Böhmen. Chemnitz 1879.

Die Verlagsbuchhandlung Ernst Schmeitzner in Chemnitz beabsichtigt unter dem Collectivtitel „Aus den deutsch-österreichischen Kronländern“ eine Serie von Hefen zu publiciren, welche zur Verbreitung näherer Kenntnis über die früher zum deutschen Reiche gehörigen Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie beitragen sollen. Da nämlich — nach Versicherung der genannten Verlagsbuchhandlung — „über Cisleithanien unter dem deutschen Publicum zum Theil irrige, zum Theil nur sehr mangelhafte Kunde herrscht, so glaubt sie, mit diesen Hefen in Wahrheit eine Lücke in der betreffenden Literatur auszufüllen . . .“ Wir können diese Anschauung, daß über die deutsch-österreichischen Länder kaum nähere Nachrichten „in's Reich“ hinausgedrungen als etwa über das vom grausamen Könige Sepopo beherrschte Doppelreich der Marutse-Mambunda in Afrika, unter Berufung auf Geschichte und Gegenwart nicht theilen, nahmen daher mit um so gespannterem Interesse das I. Heft zur Hand, in welchem unser Landsmann A. Dorn in seinen „Wanderungen in Böhmen“ die irrige und sehr mangelhafte Kunde über unser engeres Vaterland corrigiren und completiren will. Ob ihm dieß gelungen? Wir hegen darüber begründete Zweifel. Wer es, wie Dorn, unternimmt, über ein Land und seine Einwohner zu schreiben, der muß vor allem in dem betreffenden Lande leben, mit der Landesgeschichte vertraut sein, mit den Einwohnern in langem lebendigem Verkehr stehen, der Sprache derselben genau mächtig, ihrer Sitten, Gebräuche etc kundig sein und zu dem Unternehmen ein reifes, objectives Urtheil mitbringen. Das Alles trifft jedoch bei Dorn nicht ganz zu. Wol ist er ein gebürtiger Böhme; allein seit Vollendung seiner Studien, also seit einer Reihe von Jahren lebt er im Auslande, ist demnach Böhmen ziemlich entfremdet, hat nach eigenem Geständnisse Ostböhmen selbst nie kennen gelernt, ist den hiesigen Verhältnissen zeitlich und örtlich entrückt, und so erscheint es erklärlich, wenn sein, in Folge der Bestellung offenbar flüchtig geschriebenes Buch von Irrthümern, unsicheren Angaben, vagen Vermutungen etc wimmelt. Was er über die Beziehungen der beiden Sprachstämme in Böhmen zu einander berichtet, war anno dazumal wahr, ist es aber heute nicht mehr. Seite 95 erzählt er in gerechter Entrüstung von den scandalösen Auftritten, denen s. Z. die Professoren Höfler und Linker Seitens der tschechischen Hochschüler dafür, daß sie offen den deutschen Standpunct vertraten, ausgekehrt waren; über die hierstadts noch nicht vergessenen hubenhaften Angriffe in Wort und That gegen den seither verstorbenen Prof. Woltmann, wodurch ein neuerlicher lehrreicher Beitrag zum Culturleben in Böhmens Hauptstadt geliefert wurde, ist zu Dorn, den Führer durch Böhmen — „auf der Landkarte“ (St. 240), nichts gedrungen. Hier nur noch einige Stichproben: das offic. Blättchen „Pražský Denník“ rangirt er (St. 98) in eine Reihe mit den „Národní Listy“ und „Pokrok“ und vindicirt ihm das Verdienst, den Nationalhaß in Böhmen mit großgezogen und geführt zu haben. Das Schloß Raasditz eignet er dem Fürsten Schwarzenberg zu und verleiht ihm auch davon den Herzogstitel, freilich ohne die Gefahr zu ahnen, daß er von dem wirklichen Besitzer, dem Fürsten Lobkowitz, deshalb wegen Besitzstörung geklagt werden könne; dagegen ist er bei dem Adelsitze Neu-Falkenburg (St. 24) schon vorsichtiger und vermutet bloß, es gehöre wol dem gräfl. Geschlechte von Pachta. Im Capitel über Prag ergeht er sich in einem schon öfter mit Vorliebe behandelten Thema, nämlich über die Erziehung und Bildung des Clerus; sonst dürfte für Freunde die neueste Auflage des Bädeler maßgebender sein, da dieselbe bereits



die neue, stattliche Palastbrücke anführt und richtig „Zeltnergasse“ schreibt, während Dhorn von ersterer schweigt, letztere aber „Zöllnergasse“ nennt. Das tschechische Lied „Hej Slované“ wird unrichtig citirt und falsch übersetzt — doch es mögen vorliegende Proben genügen. Die „Wanderungen in Böhmen“ gehören keineswegs zu Dhorn's guten Arbeiten, und das Buch verdient mit vollem Rechte das, worum der Verfasser in einem Nachworte ersucht — Nachsicht! O. L.

---

**Josef Heinrich:** Schreib-Lese-Fibel, herausgegeben vom „Deutschen pädagogischen Verein in Prag“. F. Tempstky 1880.

Die Bücher haben ihre Schicksale — und Heinrich's Fibel kann mit dem ihrigen in jeder Richtung vollständig zufrieden sein; denn soeben hat dieselbe die 200., sage zweihundertste Auflage erlebt d. h. es sind seit ihrem Erscheinen nicht weniger als netto eine Million Exemplare im Umlaufe. Damit ist der deutlichste Beweis für den Wert des Buches erbracht, und sowol der Verfasser, der als Pädagoge rühmlich bekannte Schuldirector Hr. Heinrich, als die renommirte Verlagsbuchhandlung F. Tempstky können mit Recht auf ein solch glänzendes Resultat stolz sein. Letztere veranstaltete anlässlich dieses seltenen buchhändlerischen Erfolges eine Fibel-Ausgabe, welche sich durch geschmackvolle Ausstattung auszeichnet. Bemerket sei noch, daß Heinrich's Fibel in einem neuartigen Drahteinbände hergestellt ist, der sich als äußerst practisch und dauerhaft allseitig empfehlen dürfte.

O. L.

---

**Professor Alois Schembera:** Wer hat die königinhofer Handschrift im Jahre 1817 verfaßt? Wien 1880. Selbstverlag.

Die Verteidiger der königinhofer Handschrift sind abermals von einem Mißgeschick betroffen worden. Einer ihrer treuesten und tapfersten Mitkämpfer Professor Alois Schembera in Wien, hat ihre Reihen verlassen, und ist in das gegnerische Lager übergegangen.

In der oben angezeigten Schrift setzt nun Professor Schembera die Gründe auseinander, die ihn bewogen, seine so lange verteidigte Ueberzeugung von der Echtheit dieser Handschrift aufzugeben und dieselbe als ein unterschobenes Nachwerk des Fälschertriumvirats zu erklären, das in dem zweiten Jahrzehent des jetzigen Jahrhunderts die slawische gelehrte und nicht gelehrte Welt nasführte.

Die Gründe, auf welche Professor Schembera seinen Ausspruch der Unechtheit des alttschechischen Palladium stützt, sind: die Art der Schrift, die zahlreichen Radirungen — 80 auf 12 Blättern! — die Rechtschreibung, die Sprachfehler, die aus andern slawischen Sprachen gebildet, nur in der königinhofer Handschrift vorkommenden Worte, und endlich solche Worte, die eigens für diese Handschrift geschaffen wurden, indem sie wahre Unica sind, die in keinem wirklich echten alttschechischen Sprachdenkmal mehr vorkommen, und bis zum Erscheinen der königinhofer Handschrift überhaupt unbekannt waren.

Daran schließt sich eine Aufzählung der Gründe, die dafür sprechen, daß die epischen Gedichte der mehrerwähnten Handschrift von Wenzel A. Svoboda, die lyrischen von Wenzel Hanka verfaßt worden seyen.

Während dieser polemische Theil des Buches zunächst für den Fachmann anziehend sehn wird, ist für den größeren Leserkreis unbedingt die Geschichte „Wie Professor Schembera zur Erkenntniß der „Unechtheit der königinhofer Handschrift kam“, dann die Geschichte der Auffindung dieses „ältesten Denkmals der tschechischen Literatur“ viel interessanter. Am 16./9 1817 kam Hanka nach Königinhof, spazierte in der Kirche herum, trat auch in ein Gewölbe des Kirchturms, und dort unter einem in einer Ecke liegenden Haufen von Pfeilen aus Jizkas Zeiten und unter einem Schrank verborgen, fand er ein Papier, (!) das er zuerst für einen Ueberrest eines lateinischen Gebetbuches hielt, dann aber zu seinem Erstaunen als ein Pergament mit alttschechischen Gedichten, als das älteste Denkmal der tschechische Literatur erkannte. Leider waren einige Blätter zerschnitten, und die Abschnitzeln an die Pfeile angeklebt, so daß sich nur



12 Blätter und 2 Abschnitte von Blättern erhielten. Am 17./9 zeigte Hanka diesen Fund (?) dem berühmten Slawisten Dobrowský an, und mit Recht bemerkt Professor Schembera, daß es sehr auffallend erscheine, daß Hanka in diesem nicht einmal 24 Stunden nach der angeblichen Auffindung der ziemlich umfangreichen, schwer lesbaren und schwer verständlichen Handschrift an Dobrowský geschriebenen Briefe, schon eine genaue Uebersicht des Inhaltes angeben, die Sprache als aus dem 12. Jahrhundert herrührend erklären, die Gedichte als vom homerischen Geist durchweht bezeichnen, ja sogar so sehr in Einzelheiten eingeweiht erscheinen konnte, daß er profezte, die Grafen Sternberg würden über diesen Fund besonders erfreut sehn, weil darin der Tartarenschlacht und des berühmten Besiegers der Tartaren Jaroslav Erwähnung geschehe. Derjenige freilich, der dieses alttschechische Literaturdenkmal genau kannte ehe es noch gefunden wurde, konnte leicht binnen 24 Stunden einen derartigen Bericht erstatten. Die auffallende Unwahrscheinlichkeit der Erzählung Hankas über die Art und den Ort des Fundes, und die noch größere Unwahrscheinlichkeit, daß sich von einer so bedeutenden Gedichtesammlung in allen slawischen Ländern nur ein einziges Exemplar, und dieses „teilweise durch Hussiten zerstört“ erhalten haben sollte, endlich der Umstand, daß gerade Wenzel Hanka der „Finder“ war, ein Mann, dessen Name mit der Fälschung des Wjšchehradliedes, der grünberger Handschrift, des Liebesliedes König Wenzels, des Mastičkář, des 119ten Psalmes, der 850 böhmischen Glossen in der mater verborum, des Bruchstückes des Sct. Johannes-Evangeliums, und der Profzeiung Ribuschas in enge Verbindung gebracht wird, — alles dieß ist schon für sich allein, abgesehen von den historischen, philologischen und paläographischen Beweisen geeignet, den Verdacht zu erwecken, daß auch die königinhofer Handschrift ein untergeschobenes Machwerk neueren Ursprunges sei.

Als echter, von nationalen Vorurteilen unbefangener Forscher, zögert Professor Schembera keinen Augenblick freimütig zu gestehen, daß er sich bisher im Irrtum befunden habe, und daß die Partei, die er bisher bekämpft, im Rechte sei.

Eben so viel, oder vielleicht noch mehr Anerkennung verdient der Muth, mit dem Professor Schembera nach den aus Anlaß seiner Schrift gegen die grünberger Handschrift gemachten Erfahrungen, seine neu gewonnene Ueberzeugung veröffentlicht. Es ist eine traurige, aber für die in Böhmen selbst bei literarischen Fehden übliche Kampfesweise charakteristische Erscheinung, wenn ein Gelehrter von dem Alter und dem Rufe Schemberas darüber Klage führen muß, daß er wegen einer wissenschaftlich begründeten Ansicht über ein literarisches Produkt beschimpft, mit Roth beworfen, für einen Vaterlandsverräther, für einen Herostratus erklärt wird, und daß man ihm von Seite der am meisten Gemäßigten den Vorwurf macht, warum er, — wenn er schon die Ueberzeugung von der Unrechtheit der königinhofer Handschrift gewonnen, — nicht lieber diese Ueberzeugung verschwiegen habe, statt ein so altherwürdiges Denkmal (?) der tschechischen Literatur dem Gespötte der Feinde preiszugeben? Als ob das Wohl und Wehe des tschechischen Volkes davon abhinge, ob diese Gedichte von Zawisch von Falkenstein, oder irgend einem andern Dichter jener Zeit, oder von einem literarischen Fälscher des 19. Jahrhunderts verfaßt sind!

Der Zweck, dem die angeblichen Denkmal der alttschechischer Bildung und Macht dienen sollten, ist erreicht; jetzt ist es gleichgültig, ob dieselben echt oder falsch sind.

Es ist zu bedauern, daß diese interessante Schrift nur in tschechischer Sprache erschien und dadurch einem sehr großen Theil deutscher Leserkreise unzugänglich wird, da bisher eine Verpflichtung der Deutschen in Böhmen, die tschechische Sprache zu sprechen, oder wenigstens zu verstehen, nicht ausgesprochen ist.

L.

**Johann Ferdinand Schmidt von Bergenhold:** Uebersichtliche Geschichte des Bergbau- und Hüttenwesens im Königreiche Böhmen von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten nebst einer Geschichte der einzelnen noch im Betriebe stehenden, wie auch der aufgelassenen montanistischen Unternehmungen in diesem Lande. Neue unveränderte Ausgabe. Prag 1880. Fr. Křivnač.

Es ist jedenfalls ein seltenes Zeichen unermüdlischen Thatkraft, wenn sich jemand in dem



hohen Alter von 87 Jahren, in welchem der Verfasser des vorliegenden Buches stand, noch stark und fähig genug fühlt ein mehr als 350 Druckseiten umfassendes wissenschaftliches Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben, und es wäre nur zu wünschen gewesen, daß dem Autor, der nun schon lange hinübergegangen ist, zur Durchführung der Arbeit auch die nöthigen Kräfte noch erhalten gewesen wären. Das war aber leider nicht der Fall, und so möchte man wohl bei diesem Buch den guten Willen für die That nehmen. Für wen das Buch zunächst geschrieben ist, geht wohl aus dem 1. Hauptstück hervor, indem sich der Autor in diversen geologischen Hypothesen eigener Art, obwohl sie selbst nicht recht klar sind, sowie in einer Erläuterung der Bergbauanlagen und technischen Ausdrücken zur Aufklärung der Leser ergeht. Es ist also für den Nicht-Bergmann bestimmt, doch sieht man nicht recht ein, wem das Ganze nützen soll. Das zweite Hauptstück vom Bergbau und Hüttenwesen in Böhmen insbesondere, sagt uns, daß man die Geschichte des Bergbaues in vier Perioden theilen kann. Die 1. Periode besitzt keine Uebersieferungen, die zweite Periode, welche von der historischen Zeit bis Kaiser Josef dauert ist dem Autor noch genügend durch Freiherr von Lichtenfels und Kaspar Sternberg beschrieben. Die 3. Periode welche mit der Regulirung des Berg- und Hüttenwesens unter Kaiser Josef II. beginnt, und bis in die Neuzeit reicht, wird als eine einen besonderen Aufschwung zeigende hingestellt. Die 4. Periode ist nun unsre Gegenwart, wo namentlich der Bergbau auf Stein- und Braunkohlen, wie der Autor versichert durch die segensreichen Bestimmungen des neuen Berggesetzes, einen erstaunenswerthen Umfang erreichte. Das folgende (dritte) Hauptstück handelt von der Geschichte der Bergregale ganz nach der Eintheilung des Vorhergehenden, und der im Berggesetze seit frühern Tagen arbeitende Verfasser hat da manches zusammen getragen, was für Rechtskundige interessant sein mag. Aber gewiß recht wunderbar ist nun auf Seite 68 und 69 zu hören, wie der Autor die Aufhebung der Verfassung 1851 als eine weise sorgfältig erwogene That preiset! Daran schließt sich dann die neue Bergordnung vom Jahre 1850, sowie über die erfolgte Zehententschädigung und die Höhe dieser Summe berichtet wird. Im 4. Hauptstück wird von Berggesetzgebung gehandelt, wir erfahren hier auch zumeist was schon durch die älteren Autoren bekannt gemacht wurde, doch hat dieser Theil insoferne noch den meisten Anspruch auf Beachtung als er sich an vielen Stellen auf urkundliche Quellen namentlich aus dem Subernal-Archiv stützt, und wohl von langer Hand vorbereitet gewesen sein mag. Dieses mag auch von dem folgenden Hauptstück von den Verleihungs- und Aufsichts- und Gerichts-Bergbehörden gelten, welche mit der neuen Bergbehörden-Eintheilung vom Jahr 1871 abschließt, sowie von den weiteren, über Bergdisciplin und Bruderkladen, Bergfreiheiten, bergfreie Gründe und Montanwäldungen, montanistischen Lehranstalten, dann über Bergbau-Vereine und Montan-Actiengesellschaften handeln, und übrigens kurz genug die betreffenden Gegenstände abthun. Mit dem 11. Hauptstück beginnt nun die Geschichte der böhmischen Berg-, Hütten- und Seisenwerke, auch hier glaubt der Verfasser zunächst dem Leser durch einige mineralogische und geologische Erläuterungen zu Hilfe kommen zu sollen, ehe er die Geschichte mit den der Goldbergwerke beginnt, der dann die der Silber-, dem Zinn-, Kupfer-, Blei-, Antimon- und Arsenik-, weiter Graphit- und Zink-, Mangan- und Quecksilber- und zuletzt Eisenbergwerke folgt. Was in den einzelnen Abschnitten mitgetheilt wird ist theils aus den älteren Autoren entlehnt, manche neue Ergänzung, die sich allerdings zumeist auf das Ergebnis nach der Mittheilung der betreffenden Werkleitung richtet, konnte vom Autor zugesügt werden, aber es ist auch manches Unrichtige enthalten. So wird z. B. Bergreichenstein noch unter den thätigen Goldbergbauern, Abergtham unter den Silberbergwerken angeführt, wo längst keine Spur von Thätigkeit vorhanden ist. In den meisten Fällen begnügt sich der Autor mit der Aufzählung der ihm bekannt gewordenen Fundstätten, ohne zu prüfen ob dort jemals ein Bergbau betrieben worden, noch weniger um eine Geschichte derselben sich kümmernd, und hiebei finden wir eine für die gegenwärtige Generation kaum mehr verständliche topographische Angabe nach dem alten Schaller oder Sommer beibehalten, indem uns bei jedem Ort angegeben wird, in welchem „Dominio“, und wie weit er vom „Oekonomieamte“ entfernt liege! Besser kann wohl die streng conservative Gesinnung des Verfassers nicht gekennzeichnet



werden. Es folgt dann noch die Beschreibung der Starf'schen Mineralwerke, dann die Geschichte der Steinkohlen- und Braunkohlenbergbaue, wenn man die alphabetisch aufgezählten Namen, die nur hie und da eine kleine Erläuterung erhalten, — Buschtiehrad das best bedachte hat 2 Seiten, Duz dagegen, dieses wichtige Braunkohlenemporium ist mit vier Zeilen abgethan — für eine „Geschichte“ dieser Bergbaue nehmen will, da nur in ganz einzelnen Fällen wie etwa bei Buschtiehrad die Jahreszahl der Inangriffnahme beigelegt ist. Dabei nimmt es der Autor auch nicht besonders mit der Natur des gefördertem Materials genau, wir erfahren daraus, daß Settenz bei Teplitz Steinkohlen auch Auffig solche besitzt, ersteres Dorf ist ausdrücklich unter Steinkohlen angeführt. Ebenso ist der Verfasser mit Braunkohlenbergbaueu sehr freigebig, er vindicirt Graslitz, Lauerbach bei Schlaggenwald, Platz, Oberhals, Dörnsdorf, auf den Höhen des Erzgebirges Braunkohlen, die dem armen Gebirgler allerdings in Wirklichkeit lieber wären, als im Buche. Dabei unterlaufen wohl auch topographische und andere Fehler, wie z. B. Rosenthal bei Britz mit Rosenthal bei Teplitz verwechselt wird, und wie die Fabrikstadt Oberleutensdorf noch als „Dorf auf dem Dominio Duz“ figurirt! — Genug, das hohe Greifenalter des Verfassers läßt viel entschuldigen, warum man aber ein Buch, das vor ziemlich zehn Jahren erschien, und mit denselben Fehlern behaftet wenn auch glimpflich gerügt wurde, ohne weiteres noch einmal mit neuem Umschlag und Titel versehen in die Welt schickt — das ist wohl schwer zu begreifen. Es ist weder ein Bedürfniß darnach gewesen, noch sind die gegenwärtigen sehr veränderten Zeitverhältnisse darnach angethan, irgend welchen Nutzen daraus zu ziehen, und wenn die Absicht bestand, das etwa wirklich Gute in der Arbeit von der vielen anhaftenden Spreu gesondert, zu gute zu bringen, so hätte man dies nicht dem Leser neuerdings zumuthen sollen, sondern etwa von einer kritisch sichtenden Hand vollführen lassen, auf die Gefahr hin, daß allerdings daraus ein ganz neues Buch entstanden wäre.

L.

**Die Cisterzienser-Abtei Maulbronn.** Bearbeitet von Prof. Dr. Ed. Paulus, Conservator der vaterländischen Kunst- und Alterthums-Denkmale. Mit 200 in den Text gedruckten Holzschnitten von A. Cloß, vier großen lithographirten Tafeln und einer in Holzschnitt ausgeführten. Stuttgart. Eigenthum des Württembergischen Alterthums-Vereins. In Commission bei R. Krabbe. 1879.

Welchem unter unsern Lesern wäre die altherwürdige Cisterzienserabtei Maulbronn nicht wenigstens aus Scheffels köstlichem Gedichte bekannt, das „die Maulbronner Fuge“ zur nassen Andacht behandelt? Mancher Geschichtskundige wird sich vielleicht erinnern, daß ein Maulbronner Abt Johannes II. 1431 auf dem Baseler Concil ob seiner Redekunst damit betraut wurde die Böhmen wieder der Kirche zu gewinnen und daß unter seiner Mitwirkung die Prager Compaktaten zu Stande kamen, welche den Calixtinern den Kelch gestatteten, oder noch eher der wechselnden Geschicke des Klosters im Zeitalter der Reformation und der Bauernkämpfe gedenken. Vor dem Geiste des Sagenkundigen wird der Name Maulbronn die Gestalt des „weitbeschreyten Zauberers und Schwarzkünstlers“ Dr. Johann Faust emporsteigen lassen, der sich „guten Nachrichen“ zufolge, die sich freilich als ein junges Lebteverzeichniß aus dem vorigen Jahrhundert herausstellen, 1516 bei dem Abte Johannes Entensfuß aufgehalten haben soll und an den noch ein Thurm am Süd-Ostende der Klostermauer erinnert. Die Geschichte der Pädagogik und Gelehrtengeschichte nennen Männer, wie Kepler und Schelling, die aus der seit 1558 an der Stelle des alten Klosters eingerichteten Klosterschule hervorgegangen. Am interessantesten aber wird die ehrwürdige Abtei immer für den Kunstfreund bleiben. Für ihn ist sie eine wahre Perle unter den Denkmälern deutscher Kunst.

Jahrhunderte haben an der von vorneherein großartig gedachten Anlage gebaut, vom zwölften bis zum sechszehnten haben sie alle dem weitläufigen Gebäudecomplex ihren Charakter aufgeprägt, so daß, eine einzige Erscheinung, dies eine Denkmal uns fast die gesammte Kunstentwicklung in erschöpfender Vollständigkeit vorführt von den strengen rechteckigen Massen



des reinen Rundbogen- oder romanischen Stils, wie er in den ältesten Theilen, der Marienkirche, dem Laienrefectorium u. s. w. erscheint, angefangen hindurch durch die leichten schwungvollen Formen des Uebergangs, die Früh- und Spätgothik, bis in den Malereien der Gewölbe des Kapitelsaales, der Brunnenkapelle, des Kreuzganges, des Herrenrefectoriums und der Vorhalle die Renaissance sich ankündigt.

Ein solches Denkmal der Kunst hat denn auch natürlich die Forschung wiederholt beschäftigt in monographischen wie in allgemein kunstgeschichtlichen Werken. Es gereicht uns zur Freude an eine Publication des württembergischen Alterthumsvereines hinweisen zu können, welche die früheren Forschungen zusammenfassend eine treffliche kunstgeschichtliche Darstellung dieses so interessanten Bauwerkes bietet. Der Text, von Conservator Prof. Paulus, behandelt nach einem orientirenden Ueberblicke über die Geschichte der Abtei die einzelnen Objecte der Aufeinanderfolge der Stilrichtungen folgend in allen Einzelheiten, Maßen und Formen bis auf den malerischen und plastischen Schmuck, die Grabsteine und Nebengebäude wissenschaftlich genau und sorgsam um zuletzt in einem von echt poetischer Empfindung durchhauchten Schlussworte einen auch der berechtigten Kunstbegeisterung Raum gebenden Rückblick auf das Ganze zu werfen. Sehr dankenswert sind auch die übersichtliche Zusammenstellung der urkundlich oder inschriftlich gesicherten kunstgeschichtlichen Daten auf S. 35 f. und der Ueberblick über die Geschichte der Abtei zum Schlusse.

Dem trefflichen Texte geht eine Fülle von Abbildungen von Säulenkapitellen, Schlusssteinen, Konsolen, Grabsteinen, Ansichten und Durchblicken zur Seite, die alles Lobes würdig sind und die Menge wissenschaftlich wichtiger wie ästhetisch beachtenswerther Einzelheiten zur Anschauung bringen. Die Leistungen des Holzschnittes sind ganz vortrefflich. Besonders schöne Details von dem gothischen Kapitelsaal und anstoßenden (östlichen) Kreuzgangflügel sind auf einer besonderen Tafel zusammengestellt. Außer dieser sind vier lithographirte Tafeln beigegeben, welche mehr der zusammenfassenden Uebersicht dienen: 1) ein Grundriß, der durch Anwendung der Farbe leicht übersichtlich die verschiedenen Stilrichtungen auseinanderhält; 2) eine Darstellung der ursprünglichen romanischen von Vorbauten noch freien Fassade des Klosters sammt der Kirche (Westseite) und darunter den Schnitt durch Laienrefectorium, Keller und Kirche; 3) Längenschnitt durch die Kirche und Schnitt durch den Kapitelsaal, Kreuzgang und Keller; 4) zwei besonders übersichtliche Pläne des gesammten Gebäudecomplexes sammt den Nebengebäuden und der Umgebung des Klosters. Der Ueberblick dient auch auf S. 36 eine ideale Vogelperspective des Klosters, die man mit dem Plane auf Taf. IV. zusammenhalten kann und welcher behufs der Vergleichung der verwandten Anlage die Vogelperspective des maßgebenden Cisterzienserklosters zu Cîteaux (nach Viollet le Duc) gegenübergestellt ist.

Auf weitere Einzelheiten einzugehen würde zu viel Raum fordern. Wünsche bleiben der schönen Publication gegenüber kaum auszusprechen, wenigstens keine die das Verdienst des Geleisteten beeinträchtigen. Von der Malerei hätte vielleicht auch noch das zweite Gemälde Meister Ulrichs auf der linken (Nord-) Seite der Bierung, darstellend die heil. drei Könige vor Maria mit dem Kinde wiedergegeben werden können und vielleicht auch das ganze Crucifix vor dem Lettner, wovon S. 28 bloß das Haupt abgebildet ist.

Ich kann von der trefflichen Publication nicht scheiden ohne der echt anregenden Wirkung derselben noch mit Dank zu gedenken. Ob man sich in die Fülle des Einzelnen vertiefe, oder an der Hand der Grundrisse, Pläne, An- und Durchsichten das Ganze zu vergegenwärtigen suche, und dies hineinsetzt in die lebendige Natur, mit der nach dem schönen Schlussworte des Herausgebers „diese Bilder der Kunst unauflöslich verknüpft sind“, überall findet sich des Erfreulichen, Anmutenden, ja Erhebenden genug, mit einer leisen Beimischung von Wehmut fühlt man sich von dem Geiste der Vergangenheit erfaßt, der uns zurückversetzt in ein stilles aber begeistert schaffendes Geschlecht, das wiewol dahingeschwunden in diesen Steinen noch zu uns redet und durch die Strenge oder den Schwung seiner künstlerischen Phantasie in uns noch verwandte Empfindungen anregt. L.



### Vom Büchertische der schönen Literatur.

Zu einem förmlichen Berge angewachsen sind am Tische des Referenten die Bücher und Büchlein, in denen Weisen in allen Tonarten erklingen und das schöne Wort des schwäbischen Altmeisters

Nicht an wenig stolze Namen  
Ist der Lieder Kunst gebannt . . .

von einer Reihe einheimischer Dichter neuerdings illustriert wird. Ein erster glücklicher Griff in die Meuge des angesammelten Materials in gebundener und ungebundener Form läßt uns das zweifelsohne werthvollste Stück finden, nämlich die „Gesammelten poetischen Werke“ von L. A. Frankl, dem Nestor der vaterländischen Dichter. Wir haben uns vorbehalten, auf die drei stattlichen Bände demnächst ausführlich zurückzukommen und bringen für diesmal die Notiz eines, mit dem Dichter im engsten Zusammenhang stehenden Büchleins von

**Moriz Nappaport:** An Ludw. Aug. Frankl. Ein Sonettenkranz. 2. Aufl. Wien 1880.

Bekanntlich feierte L. A. Frankl am 3. Februar d. J. seinen siebenzigsten Geburtstag, welchen Anlaß seine zahlreichen Verehrer nicht vorübergehen ließen, ohne ihm ihre Sympathien durch Ovationen und Kundgebungen aller Art zu manifestiren. Hierzu zählt auch der Sonettenkranz von Nappaport, einem langjährigen Freunde des Jubilars, der seine Freude und herzlichste Theilnahme dem Schöpfer des Blindeninstituts auf der „Hohen Warte“ in Wien, dem Sänger und Jugendfreunde ausspricht in warmempfundener, rhythmisch klangvollen Versen und ihn bezeichnend in dem Sonette „Zumerer Wert“ also apostrophirt:

Nicht Gunst und Zufall haben Dich erhoben,  
Den Doppelkranz hast Du Dir selbst gewoben  
Des Dichters und der reinsten Menschlichkeit.

Von weiteren Novitäten sei hier das Buch eines, den Lesern dieser Blätter gewiß in gutem Andenken stehenden Dichters genannt, nämlich von

**Graf Clemens Zedtwig-Liebenstein:** Humoristisch-satyrische Gedichte und triste Lieder. Prag 1880. F. Dominicus.

Bisher kannten und schätzten wir den Verfasser des vorliegenden, 13 Bogen starken Buches nur als perfecten Dialektdichter und constatiren wiederholt, daß seine unter dem Titel „As da Haimat“ und „Wos Funknognlais“ erschienenen Gedichte mit Recht eine Bereicherung der Egerländer mundartlichen Literatur genannt werden können. Um so gespannter waren wir auf seine jüngst publicirte Liederammlung im schriftdeutschen Gewande, an deren Lectüre wir mit großem Interesse giengen. Das Buch zerfällt in folgende Abtheilungen: 1. Biblisches, 2. Aus der Fabelwelt, 3. Atmosphärische Bilder, 4. Jocosä, 5. Verschiedenes, 6. Traumbilder und 7. Triste Lieder. Der Gesamteindruck, den uns die Kinder der heiteren Muse des Hrn. Verfassers hinterlassen, ist im Ganzen ein recht guter und freundlicher, obwol wir — ehrlich gestanden — seinen Dialektdichtungen voll gesunden Humors und ungefügten Witzes unbedenklich den Vorzug einräumen. Er besitzt unbestreitbar eine vis comica, verfügt auch stellenweise über eine ägende Schärfe und weiß zu pointiren; allein es fehlt der Sprache manchmal an Glätte, bezeichnenden Ausdrücken und formeller Gewandtheit. Auch ist nicht zu billigen, daß z. B. Kritik, Musik, den Hochton auf der ersten Silbe haben, daß Eliminationen des Vocals vorkommen wie in „vertiltg'n“, „hab'n“, „gläub'n“, „steg'n“, „ob'n“ u. s. w. oder die Construction „des großen Gott“ u. A. Derartiges duldet und hat der Dialekt, im Schriftdeutschen ist es verpönt. Doch genug der Aussetzungen, welche vom Hrn. Verfasser nicht unfreundlich aufgenommen werden mögen, und



nun zum Lobe des Lobenswerthen. Aus der 1. Abtheilung verdienen hervorgehoben zu werden „Noah“, der sich ruhig neben den Noah von Kopisch stellen kann, und die „Himmelsleiter“, auf welcher Jakob im Traume die Engel auf- und niedersteigen sieht, wozu der Dichter die köstliche Glosse macht:

Das war doch wahrlich sonderbar,  
Daß sie so mühsam stiegen,  
Indeß sie mit dem Flügelpaar  
Bequemer konnten fliegen.

Die Abtheilung „Verschiedenes“ ist die reichste, der Zahl und dem Werte der Gedichte nach. In zutreffenden, scharfen Linien charakterisirt der Verfasser „Eine Vetschwester.“ Mit vielem Geschick und in heiterer Weise werden in „Nasalta“ alle auf die Nase sich beziehenden Sprichwörter und Redensarten behandelt. Ferner seien noch besonders erwähnt „Glaubensbekenntnis“, „Reciprocität“, „Eigendünkel“ und „Das Lied vom Carneval“, welches in Busch'scher Manier Schillers „Lied von der Glocke“ parodirt.

Einen neuen Dialektdichter lernten wir aus folgendem Büchlein kennen:

**Benjamin Baier:** Feschenblumen. Gebichte in Reichenberger Mundart. Reichenberg, Fr. Jannasch 1880.

Der Verfasser vindicirt im Vorworte unter Hinweis auf die Erfolge eines Claus Groth, Reuter, Hebel, Holtei u. a. auch seinen Poesien in der Reichenberger Mundart Existenzberechtigung; aus diesem Grunde und weil er nach eigenem Geständnisse den von unterschiedlichen Seiten direct und indirect an ihn ergangenen Aufforderungen, seine Dichtungen zu veröffentlichen, nicht mehr länger widerstehen konnte, also hiemit der vollsten Anerkennung voraus schon sicher sein mußte, wäre eine Besprechung seines Büchleins eigentlich überflüssig. Allein wir konnten es uns dennoch nicht versagen, einen indiscreten Blick in die Sammlung seiner „nicht salonfähigen“ Carmina zu werfen und sind sogar so indiscret, an dieser Stelle einige Bemerkungen über dieselben nicht zu unterdrücken. Der Verfasser hat vollkommen Recht, wenn er sagt, daß dem Dialekt-Dichter nur ein verhältnismäßig sehr kleiner Zuhörerkreis lausche; und so wird es ihn nicht befremden, wenn er dieß selber erfahren wird. Vietet ja sein Buch wenig Originales und Packendes, und für manches Stück, das nicht ganz ohne Humor sich präsentirt, kann er wegen seiner lokalen Bedeutung und Beziehung ein allgemeines Verständnis nicht beanspruchen. Oder wer sollte sich außerhalb Reichenbergs um die daselbst geläufigen Spitznamen, die der Verfasser unter dem Titel „Dr Gudkostenmohn“ in vierundzwanzig Schlottrigen und holprigen Strophen aneinander leimt, wol sonderlich interessiren? Des Reimes wegen macht er oft aus einem mundartlichen Worte ein hochdeutsches, was er als „selbstverständlich“ nothwendig hinstellt, was wir aber „selbstverständlich“ nicht billigen können. Wirklich poetisch Wertvolles ist auf den 124 engbedruckten Seiten wenig zu entdecken, auch nicht mit Hilfe der Anmerkungen, welche für Nichtkenner des Reichenberger Dialektes auf jeder Blattseite angebracht sind, und von denen zum Schlusse eine (St. 118), wegen ihres Styls an Wippchens Berichte erinnernd, wörtlich hier angeführt sein möge: Gablenzhöhe ist ein zu Ehren an ihn benannter Berg bei Trautenau, wo Gablenz 1866 die Preußen siegreich geschlagen hat . . .“

Ein ganz anderer Geist weht in den Liedern eines anderen Dichters, die als Festschrift zur Erinnerung an die Verlobungsfeier des Durchlauchtigsten Kronprinzen Rudolf mit der Prinzessin Stephanie von Belgien erschienen sind. Wir meinen:

**Heinrich Leo Weber:** Frühlingsblumen aus dem Böhmerwalde. Eine Festschrift. Krumau 1880, J. Wiltshko.

Referent stand vor Jahren in regem persönlichen Verkehr mit dem Dichter, dessen Erstlingswerke ihn bereits von der hohen poetischen Begabung ihres Verfassers überzeugten. In der vor-



liegenden Sammlung debutirt nun Weber vor dem großen Publicum in glänzender Weise als Dyrker und darf eines vollen Erfolges auch vor dem Forum strengster Kritik sicher sein. Er nennt seine Lieder „Frühlingsblumen“, und in der That verdienen sie also genannt zu werden. Es sind wirklich Blüten voller Duft und Reiz, die des Dichters Hand im Garten der Poesie gepflückt und zu einem prächtigen Strauße geschmackvoll gewunden. Im ersten Abschnitte, „Guldigungsflänge“ betitelt, feiert er schwungvoll die Verlobungsfeier unseres Kronprinzen, die ihm Veranlassung wurde, seine Lieder, die er dem geheimnisvollen Rauschen des Böhmerwaldes abgelauscht und gesungen, auch in die Weite erklingen zu lassen. Ohne Schwulst, ohne Phrasen, ohne Servilismus geben sie in tadelloser Form ungeschminkt der innigen Freude des Böhmerwäldler über das frohe Ereignis im Kaiserhause Ausdruck und gehören wol zu dem Besten, was als dießbezügliche Gelegenheitsgedichte gedruckt wurde. Von den fünfzehn Nummern seien erwähnt „Stern und Blume“, „Frühlingsregen“, „Myrthenblüthe“ und „Böhmerwäldler's Wunsch“, eine wahre Perle der Dyrk. Die zweite Abtheilung „Vermischte Klänge“ enthält eine Reihe von Gedichten, welche den edelsten Patriotismus athmen; ferner bestingt Weber die Liebe und den Lenz, aber ohne krankhaft zu schwärmen oder, wie die Duzend-Dyrker aller Zeiten, im Vollmonde zu flennen und zu heulen, und beim Anblicke einer geknickten Rose an gebrochenem Herzen zu verenden. Ein gesunder Hauch durchweht das ganze, besonders jene Lieder, die er zum Preise des Böhmerwaldes anstimmt und in diesen leistet er, was inniges Vertiefen in die Natur und Frische in der Wiedergabe der gewonnenen Eindrücke belangt, nicht selten geradezu Meisterhaftes. Ebenso ist er Meister der Form; er trifft den einfachen Ton des Volksliedes, wie er mit Virtuosität fremde Strophen, so das Ghazel, das Sonett, das Rondeau etc. handhabt. Wir hoffen, dem Orpheus des Böhmerwaldes, dessen Büchlein wir Jedermann auf das beste empfehlen können, noch recht oft zu begegnen, noch recht oft den kräftigen, melodiosen Tönen seiner Harfe zu lauschen.

**Siegfried Fleischer:** Gedichte. Bremen 1880. F. Kählmann.  
 In Fleischer, der gegenwärtig den „Teplitz-Schönaauer Anzeiger“ redigirt, lernen wir einen hochbegabten Dichter kennen. Seine Gedichte tragen aber noch zu sehr das Stigma des Sturms und Dranges; es gährt in ihnen jugendliche Urkraft und elementares Ringen, wovon sein „Fragment“ den entsprechendsten Beweis liefert, darin er ausruft:

Nun hört meine Rede  
 Ihr reinlichen Seelen,  
 Ihr Feinen und Zarten,  
 Ihr Hochgelahrten,  
 Ihr Schönen und Schemen:  
 Nun entbiet' ich Euch Fehde  
 Mit jeglichen Waffen  
 Machtvoller Größe!  
 Aufdeck' ich der Laffen  
 Verborgenste Blöße . . .

Seine ideale Anschauung hebt ihn himmelanstürmend über den realen Boden hinweg, den er wol wieder finden wird, bis Erfahrung und Menschenkenntnis das allgewaltige Feuer jugendlicher Begeisterung zur gleichmäßigen Flamme abschwächen, die hochgehenden Wogen der Erregung zum ruhigen, melodischen Wellengange bringen werden. Jedenfalls läßt sich, nach dem Erstlingswerke zu schließen, mit voller Berechtigung Großes und Bedeutendes von Fleischer erwarten. Seine Gedichte zeugen von einer Fülle tiefer Gefühle und gesunder, unverfälschter Empfindungen und repräsentiren sich sprachlich wie metrisch in schöner Form. Dieß trifft besonders bei seinen „Ungarischen Melodien“ zu, die an Lenan anklingen. Hervorgehoben sei ferner das Gedicht „Studentenleben“, in welchem der Verfasser ein „herrliches und stolzes Bild“ entrollt; die



Studenten an der Prager Hochschule zur Zeit Huß, zu Wittenberg unter Luther, in den Tagen der Leipziger Schlacht und bei der Wartburgfeier begeistern ihn zu diesem Hymnus, der das Interesse des Referenten noch besonders deshalb besitzt, weil er Gelegenheit hatte, denselben vom Dichter selbst zu hören, welcher sein Poem in einem Kreise von Kunstgenossen mit voller Wirkung zum Vortrag brachte. Vielen der Lieder ist Frische der Empfindung, manchen Gefühlsinnigkeit nachzurühmen; doch versteht er auch andere Saiten anzuschlagen, wie in dem Gedichte „Die Cippyschaft,“ das an dieser Stelle wörtlich angeführt sein mag:

Ich machte höflichst meine Verbeugung  
Und war auf die zierlichsten Floskeln bedacht,  
Doch hab' ich die festeste Ueberzeugung,  
Sie haben mich hinterrücks ausgelacht.

Ich fuhr unter sie wie ein Donnerwetter  
Mit Grobheit, Satyre und Ironie,  
Da nannten mich Alle mit Stolz ihren Vetter  
Und hielten mich für ein großes Genie.

Beim „Monolog“ so wie bei manchem anderen Liede scheint die Spottdroffel im deutschen Dichterhaine Pathe gestanden zu haben; doch machen die Täuflinge ihrem Pather Heine fast durchwegs alle Ehre. Unter den Gelegenheitsgedichten finden sich manche, welche zu den bessern dieser Gattung gehören, so der Prolog zur Studenten-Vorstellung des „Wilhelm Tell“ im Wiener Stadttheater zu Gunsten des Grün- und Lenau-Denkmal und das schöne Gedicht „Beim Tode Anastasius Grüns.“ Nochmals sei auf das Buch Fleischer's, dessen Lectüre dem Referenten eine genußreiche Stunde bereitete, aufmerksam gemacht, und derselbe wird sich freuen, wenn eine neue Gabe des Dichters das obengestellte Prognostikon bewahrheiten wird: Wir haben in Fleischer ein bedeutendes poetisches Talent, das zu Großem berufen ist. Doch möge der Dichter sich zur Klarheit und Vollendung emporarbeiten aus seiner Sturm- und Drangperiode und hiebei als Devise den Satz aus seinem schon angeführten „Fragment“ sich wählen:

Die Fesseln spreng' ich entzwei,  
Die Ketten brech' ich . . . .  
Und mache mich frei!

**Eduard Wenisch:** Dichterbuch zur Pflege der österreichischen Vaterlandsliebe. Für Schule und Haus. II. Theil. Lyrische Poesie. Prag 1880. Carl Bellmann.

Daselbe Lob, das von der gesammten Presse Oesterreichs dem I. Theile des „Dichterbuches“, epische Poesien enthaltend, im verdienten und vollen Maße gezollt wurde, gebührt auch dem eben erschienenen II. Theile, welcher den edlen Zweck anstrebt, das österreichische Bewußtsein zu heben, die Gefühle der Anhänglichkeit und unverbrüchlichen Treue an Dynastie und Reich zu entflammen und den wahren Patriotismus im Herzen von Jung und Alt zu hegen und zu pflegen. Was gottbegnadigte Sängere in früheren und späteren Tagen begeistert und begeisternd sangen von dem „Lande an Ehren und Siegen reich“, ihre Lieder, in denen sie seine unvergängliche Reize verherrlichen, seine Helden und ihre unsterblichen Thaten rühmen: das finden wir in dem „Dichterbuche“ von Wenisch emsig und liebevoll gesammelt. Der Herausgeber hat in dieser Anthologie die bisher verstreuten patriotischen Lieder zu einem prächtigen Kranz gewunden, in welchem neben dem Edelweiß des Aelplers auch der Lorber des Siegers nicht fehlt, und in welchem alle duftigen Blumen und Blüthen zusammengehalten werden von dem Bande der Treue und Vaterlandsliebe. Wir finden in dem 641 Seiten zählenden Buche die Namen der hervorragendsten österreichischen Barden, so Walthar von der Vogelweide, Anastasius Grün, Friedrich Halm, Franz Grillparzer, Robert Hamerling, Moritz Hartmann, Ludwig August



Frankl, Karl Egon R. v. Ebert, Alfred Meißner, F. S. Proschko, J. E. Pyrlker, N. Lenau, Joh. Gabriel Seidl, Ad. Stifter, A. J. Schabuschnigg, J. N. Vogl, Joh. Chr. Freiherr von Zedlitz, E. B. Hansgirk u. s. w. Aber auch Nichtösterreicher, welche von unserem Vaterlande „singen und sagen“, sind in dem Sammelwerke vertreten, wie F. Schiller, E. M. Arndt, Theodor Körner, von dem die Stücke „Hoch lebe das Haus Oesterreich“, „Auf dem Schlachtfelde von Aspern“, „Andreas Hofer's Tod“ und „Oesterreich's Doppelaar“ aufgenommen sind, Fr. Rückert, Klopstock, Holtei u. s. w. Die Wahl der Stücke ist eine durchwegs glückliche und der Absicht des Buches entsprechende zu nennen; daß wir ab und zu uns vielleicht fremden Poeten begegnen, darf nicht als Vorwurf, als wäre es dem Herausgeber um das multa allein zu thun gewesen, vorgebracht werden, er ließ sich bei seiner Anthologie lediglich von dem patriotischen Gehalte der Dichtungen bestimmen und man kann ihm nur danken, wenn er dem Leser einen oder den anderen weniger bekannten Sängler vorführt, der seine Saiten zum Preise des Vaterlandes stimmt. Recht gefreut hat es uns, unter der stattlichen Schar auch unseren Landsmann Anton Färnstein begrüßen zu können, von dem „Der Hopfenbau“ abgedruckt ist. Wir wünschen aufrichtig, daß das „Dichterbuch“ vollen Anwerth und Eingang in die Schule und in die Familie finden möge. Eine besondere Zierde besitzt es in dem wolgetroffenen Bilde des Kronprinzen Rudolf mit begleitendem Texte von Ludwig August Frankl und in dem Bilde des Erzherzogs Albrecht, dem Wilhelm Cappillieri ein schwungvolles Gedicht beigt. —

**Josef Willomitzer:** Die Kritik der reinen Vernunft. Lustspiel in einem Acte. Prag 1880. Selbstverlag.

Der Verfasser, der schon des öftern in verschiedenen Zeitschriften Proben eines köstlichen Humors, schlagenden Witzes und seiner Satire geliefert, hat sein Talent in dem vorliegenden Büchlein auch auf dem dramatischen Gebiete versucht und zwar mit glücklichem Ergebnis. Der launige Einakter, in der Erfindung wol nicht ganz originell, aber mit Geschick und Beruf gearbeitet, hatte bei seiner ersten Aufführung im deutschen Landestheater zu Prag am 10. April d. J. einen vollen Heiterkeitserfolg, erlebte daselbst mehrere Wiederholungen und fand seinen Weg bereits über viele andere Bühnen. Den etwas auffälligen Titel führt das Lustspiel von dem gleichnamigen Buche Kant's, welches zwei recht gut charakterisirte Liebhaber und Gecken als Brieffschalter benützen, und zwar um sich — gegenseitig schriftlich ihre Liebe zu gestehen. Hr. Werner, der Gemal der Frau, für welche beide, jeder in seiner Art, schwärmen, ist ein gelungen entworfener Turnersex und eine köstliche Carricatur einer bekannten Art von Festrednern. Den Bühnen gegenüber ist das ursprünglich wol auf zwei Acte berechnet gewesene Lustspiel, in welchem nur zu wünschen wäre, daß die beiden Gecken ihre eifersüchtige Wuth an einem andern Objecte als den Ueberschuhen des vermeintlichen dritten Anbeters der Frau Werner ausließen, als Manuscript gedruckt.

Otto Lohr.



## Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

# Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XIX. Jahrg.

II.

1880/81.

**Dr. Th. Lindner:** Geschichte des deutschen Reiches unter König Wenzel, 2. Bd. Braunschweig 1880.

Das Werk, dessen erster Band vor sechs Jahren erschienen, liegt nun mit der seit lange schon erwarteten zweiten Abtheilung des zweiten Bandes vollendet vor. Es geht schon aus der Titelüberschrift hervor, daß dasselbe zumal für Böhmen von besonderer Bedeutung ist. Der erste Band ist schon vor Jahren in diesen Blättern nach Gebühr gewürdigt worden; im Ganzen und Großen enthält der zweite Band dieselben Vorzüge, die schon an dem ersten ziemlich allgemein und rühmend hervorgehoben worden sind: Treue der Forschung, sicheres Urtheil und Gewandtheit in der Darstellung. Namentlich möchten wir als Verdienst des Verf. hervorheben, daß derselbe des Spruches eingedenk geblieben ist: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,“ daß er die Spreu von dem Weizen sorgsam geschieden hat. In 43 Capiteln wird uns die Geschichte des deutschen Reiches vom Jahre 1387 bis zur Absetzung des Königs Wenzel vorgeführt. Für die böhmische Geschichte beanspruchen selbstverständlich einzelne von ihnen ein ganz spezielles Interesse, so namentlich 16, 17, 18, 19, 20, 40, 41 und 43. In dem 16. Capitel wird uns eine fein angeführte Charakterzeichnung des Königs Wenzel geboten, auf die hier um so mehr aufmerksam gemacht werden muß, als sich dieselbe von der Schablone wesentlich entfernt. Sehr eingehend wird der Streit dieses Königs mit dem Prager Erzbischof Johann von Feuzenstein behandelt. Was die Stellung Lindner's zur Legende vom hl. Johann von Nepomuk anbelangt, so steht er ganz und gar auf demselben Standpunkte, welchen Eduard Reimann in seinem bekannten Aufsätze eingenommen hat. Die Capitel 17—20 betreffen die Verschwörung gegen Wenzel im Jahre 1393, die Gefangenschaft und Befreiung des Königs, die Unruhen in Böhmen und das Verhältnis Wenzels zu seinem Bruder Sigismund. Das 40. Capitel bespricht den Streit Wenzels mit Jost und Sigismund, das 41. die Verschwörung gegen den König im Jahre 1398, das letzte endlich die Absetzung des Königs. Die Gründe der Absetzung werden nach ihrem wahren Werthe sachgemäß auseinandergesetzt. Wenn der König Wenzel, so schließt der Verf., auch nicht so schlimm war, als sein Ruf: sonderliches Mitgefühl wird niemand mit ihm hegen und jeder wird sagen, daß er sein Schicksal reichlich verdient. Denn wenn er auch seiner Familie einen großen Theil der Schuld heimesen konnte, so reicht das bei weitem nicht aus, ihn selbst zu reinigen, und ein schuldloses Opferlamm der Verwandten ist er mit nichten gewesen. Es ist gewiß wahr, daß er mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, aber er hat sich diesen auch nicht zum kleinsten Theile gewachsen gezeigt. Das Reich hatte unter



ihm nur Rückschritte gemacht, die königliche Autorität war noch mehr zerfallen, die allgemeine Zerrüttung gestiegen. Aber war auch die Krone entblättert, Stamm und Wurzeln blieben kerngesund. Das deutsche Bürgerthum, konnte es auch nicht mehr eine Umwandlung der Reichsverfassung bewirken, sollte der Träger werden einer anderen Wiegeburt — der geistigen. In der Arbeit für die kirchliche Einigung, für die Reform der Kirche, in der Anspannung der geistigen Kräfte: für dieses hohe Ziel hat das deutsche Volk im 15. Jahrhundert sein nationales Bewußtsein wiedergefunden.

Der Verf. deutet in diesen Schlußworten an, in welcher Richtung sich seine künftigen Arbeiten bewegen werden. Mögen dieselben eben so fruchtbringend sein, als das vorliegende Buch, das wir den Lesern dieser Zeitschrift auf das Wärmste anempfehlen. L.

**Dr. G. Biermann:** Geschichte des k. k. deutschen Gymnasiums der Kleinseite in Prag.  
Separatabdruck aus dem Programm des Gymnasiums für das Jahr 1880.

Daß Biermann, der als Historiker namentlich auf dem Gebiete der schlesischen Geschichtsforschung die vorzüglichsten Leistungen aufweist, die Geschichte des Kleinseitner Gymnasiums auf Grundlage verlässlicher Quellen bearbeitete, befriedigt den Schulmann, wie den Historiker in gleicher Weise. Galt doch dieses Gymnasium seit jeher als die Elitelateinschule des Landes, und hatte man dessen ungeachtet selbst in engeren Kreisen keine genügende Kenntniß seiner Entwicklungsgeschichte. Hatte man doch sogar das Gründungsjahr 1628, das erst Biermann wieder sicherstellt, vergessen oder vielmehr fälschlich das Jahr 1630 als solches angesehen und deswegen 1780 das 150- und 1830 das 200jährige Jubelfest der Anstalt gefeiert. — Von 1628 bis 1774 war die Schule in den Händen der Jesuiten, von da wurde sie Staatslehranstalt, und es ergeben sich, da das Jahr 1849 die Neuorganisation der Gymnasien brachte, naturgemäß 3 Perioden für die Biermannische Darstellung. Die Gründung der Lateinschule im J. 1628 kann lediglich als eine Frucht der Gegenreformation angesehen werden; Albrecht von Wallenstein, der berühmte Friedländer, widmete mit Urkunde v. 17. April 1628 der zu errichtenden Jesuitenanstalt 45.000 fl., so daß er eigentlich als Stifter der Kleinseitner Lateinschule betrachtet werden muß. Die Quellen für die Jesuitenperiode fließen sparsam. Doch kennt man ja anderswoher die Unterrichtsthätigkeit des Ordens. Auch auf der Kleinseite wurden die Schüler zu religiösen Verbindungen und dramatischen Aufführungen satfam angeleitet. Als Lehrplan galt die bekannte „ratio et institutio studiorum societatis Jesu.“ Als hinderlich dem Gedeihen des Unterrichtes bezeichnet Biermann besonders den häufigen Lehrerwechsel. Die Schülerzahl betrug 1628 — 200, 1774 — 215.

Nach der Aufhebung des Jesuitenordens übernahm der Staat das Kleinseitner Gymnasium, führte den Marx'schen Lehrplan ein, ließ aber die früheren Lehrer als „Exjesuiten“ an der Anstalt. Als erster Lehrer weltlichen Standes war Dr. Franz Niemetschek von 1793 bis 1802 an der Schule thätig. Bis zum Jahre 1849 hatte das Gymnasium mancherlei Organisationen durchzumachen, die sich aber im Allgemeinen nicht wesentlich von denen anderer Lateinschulen der Monarchie während der betreffenden Zeit unterschieden. Das Jahr 1849 lenkte mit dem Organisationsentwurfe unser Gymnasialwesen in zeitgemäße Bahnen. Mit diesem Jahre verschwand auch wieder der sprachliche Utraquismus aus den Hallen des deutschen Gymnasiums, der sich im J. 1848 nicht ohne Zuthun einiger Lehrer („sei es aus Furcht, sei es aus Wohlthenererei“ sagt die hist. Gymn.) eingeschlichen hatte. Die Gefahr des Utraquismus schwebte noch einmal im J. 1861 über der Anstalt, bis den Verhältnissen gemäß 1866 dieselbe von der Schulbehörde „als ein deutsches Gymnasium“ erklärt wurde.

Nur in dürftiger Weise haben wir auf den Inhalt der gehaltvollen und anregenden Arbeit Biermanns hinweisen können. Die Mittheilung von Lehrerreihen und der Namen von Schülern die sich in den verschiedensten Berufszweigen auszeichneten, Frequenztabellen u. s. w. zieren die



Arbeit, die für die noch nicht geschriebene Geschichte des böhmischen Mittelschulwesens als bedeutende Vorstudie auch allgemeinere Bedeutung beanspruchen kann.

**J. Loserth:** Studien zu Cosmas von Prag. Ein Beitrag zur Kritik der altböhmischen Geschichte. (Aus dem Archiv d. österr. Gesch. Bd. XLI bes. abgedruckt.) Wien 1880.

Von der 1874 in den „Fontes rerum Bohemicarum“ erschienenen Ausgabe des Cosmas hätte man erwarten sollen, daß diese wichtigste Quellenschrift für die älteste böhmische Geschichte einer vollständig neuen kritischen Bearbeitung unterzogen worden wäre. So aber verließ man sich im Wesentlichen auf die Redaction Köpfes in den Perg'schen Monumenten vom Jahre 1851 und fügte eine tschische Uebersetzung bei, die der Fachmann nicht braucht, der Laie aber nicht liebt. Daß es aber wirklich Noth thut, eine Revision des Cosmas und mit derselben eine Ueberprüfung der älteren Geschichte Böhmens in Angriff zu nehmen, beweist Loserth in seiner nur 32 Seiten umfassenden Abhandlung in schlagender Weise. Loserth führt insbesondere, indem er sich vorläufig nur mit dem 1. Buche des altböhmischen Chronisten befaßt, die Abhängigkeit desselben von Regino durch, aus der sich neuerdings ergibt, daß mancherlei „historische Thatsachen“ der älteren böhmischen Geschichte auf bedenklich schwanken Füßen stehen. Selbst über die Abfassungszeit des Geschichtswerkes des Cosmas vermag Loserth in scharfsinniger Deduktion Richtigeres zu bieten, als seiner Zeit Palacky in der „Würdigung,“ welche für die Herausgeber des Cosmas maßgebend war. Wir erwarten mit Sicherheit weitere Cosmasstudien Loserth's, und würden nur wünschen, daß eine eventuelle Neubearbeitung des Chronisten seinen berufenen Händen anvertraut werden möchte.

**G. Wolf:** Das Unterrichtswesen in Oesterreich unter Josef II. Nach einer Darstellung von J. v. Sonnenfels. Wien 1880. A. Hölder. 96 S. 8°.

Der verdiente Historiker, der schon durch mehrere Arbeiten über die Zeiten Josefs II. von tieferen Studien der Geschichte dieses unvergeßlichen Herrschers Proben gegeben, liefert hier einen Beitrag, der namentlich in gelehrten und Schulkreisen überhaupt ein lebhaftes Interesse erwecken dürfte und auf den wir daher die Aufmerksamkeit der Leser lenken wollen.

Es war im Jahre 1785 als der russische Botschafter am österreichischen Hofe den österreichischen Staatskanzler Fürsten Kaunitz ersuchte, ihm den österreichischen Studienplan mitzutheilen. Kaunitz verlangte die betreffenden Mittheilungen von der Studienhofcommission und Sonnenfels erhielt den Auftrag, das gewünschte Elaborat auszuarbeiten, das dann am 7. Februar 1786 an die geheime Haus-, Hof- und Staatskanzlei expedirt wurde.

Diese Arbeit Sonnenfels hat G. Wolf im Archive des Ministeriums für Cultus und Unterricht vorgefunden und theilt sie in seiner Studie vollinhaltlich mit. Sonnenfels schildert seinem Elaborate einige allgemeine Bemerkungen über den traurigen Stand der (Jesuiten) Schulen bis auf Maria Theresia mit und streift dann die Reformen dieser Kaiserin in Bezug auf das Schulwesen. Was die Details anbelangt, so wird natürlich zunächst von den Volksschulen gehandelt, wie sehr die Sorge für dieselben den Kaiser Josef II. bis zum letzten Augenblicke seines Lebens beschäftigte, ersieht man aus seinem Handschreiben (vom 16. Jänner 1790) an den Baron Krefel: Wenn Sie sich versichert halten, daß das wichtige Schulgeschäft in Böhmen durch die Ernennung des Probstes Schulstein zum Leitmeritzer Bischof nicht in Verfall gerathen werde, so will ich demselben, der es gewiß vorzüglich verdient, dieses Bisthum verleihen. In Bezug auf das Volksschulwesen kummerte sich Joseph II. in erster Linie um die Frage wegen der Ausbildung der Lehrer. Er sprach sich dahin aus, daß der Lehrstand sich nicht ausschließlich aus dem Piaristenorden recrutire. Um für den Nachwuchs der Lehrer zu sorgen, sollen die Stipendien nicht zur Belohnung der Eltern oder zur Verwöhnung der Stipendisten, sondern zur Heranbildung tüchtiger Lehrer aus allen Kreisen verwendet werden. Während im Jahre 1775 auf dem flachen Lande in Böhmen 14.000 Kinder die Schule besuchten, war die Zahl derselben 10 Jahre später 117.000, welche in 2.200 größtentheils neu errichteten Landes-



schulen untergebracht waren. In ähnlicher Weise war das Verhältnis in anderen Provinzen. Auf Befehl des Kaisers wurden nachlässige Lehrer bestraft, gute und eifrige aber auf mannigfache Weise belohnt und der Lehrerstand im Ganzen gehoben, überdies wurden die Lehrer pensionsfähig erklärt. Um das Ehrgefühl der Kinder zu wecken und zu erhalten, wurden Schand- und Ehrenbücher eingeführt, körperliche Züchtigungen durften dagegen nur wegen Widerseßlichkeit der Schüler gegen ihre Lehrer, für Diebstahl zc. ertheilt werden.

In besonders energischer Weise förderte der Kaiser den Unterricht der weiblichen Jugend, welcher damals sehr im Argen lag. Wolf geht dem Sonnenfels'schen Elaborate folgend hierauf auf die Gymnasien ein. Wenn man heute den massenhaften Andrang zu den Mittel- und Hochschulen bemerkt und über die Zunahme des geistigen Proletariats klagt, welches die Gesellschaft und Literatur vergiftet, so ist eine Verordnung vom Jahre 1775 in dieser Beziehung nicht ohne Interesse. Dort heißt es in Betreff der Aufnahme von Schülern: „Auch werden die Vermögensverhältnisse der Eltern in Betracht gezogen und solle man nicht aus unzeitiger, für den Staat und die Schule selbst schädlicher Barmherzigkeit so viele aufnehmen. Es sei kein Verlust für die Gesellschaft, wenn ein munterer Kopf von den Studien abgehalten wird, hingegen werden die Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens gewinnen, wenn sich gute Talente demselben zuwenden.“

Eine besondere Sorgfalt legte der Kaiser auf die Erlernung der deutschen Sprache, „damit die Leute desto stärker in derselben werden, da sie doch am meisten in dieser Sprache zu schreiben und dem Staate zu dienen haben.“

Was die Universitäten anbelangt, ging Josef II. von dem Grundsatz aus, daß nur die ausgefuchtesten Talente die Universitäten frequentiren sollen. Hingegen sollten auch die Männer, welche die Lehrstühle einnahmen, hervorragende Capacitäten ihres Faches sein, weshalb bei der Besetzung der Lehrämter die größte Sorgfalt und die beste Auswahl ohne Rücksicht auf Nation und Religion getroffen werden müsse. Von Interesse sind auch noch einige andere der „eigensten“ Ansichten Josefs II. in Bezug auf Universitäten, so z. B. daß der Werth einer Universität nicht nach der Anzahl, sondern nach dem innerlichen Werthe der Professoren geschätzt wird etc. Im Ganzen betrachtete der Kaiser die Universitäten freilich nicht als die Pflegestätten der Wissenschaften, sondern vielmehr als Anstalten zur Bildung von Staatsbeamten. Nach den Ideen des Sonnenfels sollten die Lehrer weder in Lehrjäten, noch Lehrbüchern einem Zwange unterworfen werden.

Doch wir müssen verzichten, auf weitere Details, auf welche wir durch die Schrift Wolf's aufmerksam gemacht werden, einzugehen, wir wollen nichts weniger, als den Lesern unserer Zeitschrift die Lecture des Buches durch zu reichliche Mittheilungen aus demselben ersparen und hoffen vielmehr, daß es namentlich in Schulkreisen die entsprechende Beachtung finden werde. L.

**S. Nizler:** Geschichte Baiern's II. Bd. (Bis 1347). Gotha 1880. Friedrich Andreas Perthes.

Über den ersten Band dieses Werkes haben wir bereits in den Blättern dieser Zeitschrift Bericht erstattet.<sup>1)</sup> Die allgemeinen Bemerkungen, welche daselbst gemacht wurden, gelten auch für den zweiten, knapp genug gehaltenen und in frischem Tone geschriebenen Band. Derselbe schildert die Geschichte Baierns von der Erhebung des Wittelsbach'schen Hauses bis zum Tode des ersten Kaisers, welchen dasselbe im Mittelalter dem deutschen Reiche gegeben und der Baiern zeitweise die Stellung einer Weltmacht verliehen hat — Ludwig IV. Umfaßte der erste Band fünf Bücher, so enthält der zweite deren zwei u. zw. (in der ganzen Reihe) das sechste und siebente. Das erstere behandelt die Ausbildung und Befestigung der Landeshoheit unter den ersten Wittelsbachern, das zweite Ludwig den Baier (1294—1347); ersteres enthält in fünf Capiteln: 1. die Geschichte Otto's I. (1180—1183) und Ludwig's I. (1183—1231), 2. jene Otto's II. (1231 bis 1253), 3. die Zeiten Ludwig's II. (1253—1294), Heinrich's XIII. (1253—1290) und die Anfänge Otto's III., so wie die erste Landesteilung (1255), 4. Staat und Kirche, 5. die idealen

1) XVII. pag. 38 ff.



Schöpfungen. Das letztere behandelt in 6 Capiteln: 1. Rudolf und Ludwig IV. in Oberbaiern bis zur Königswahl des letzteren (1294—1314) und zum Tode Rudolf's, dann Otto III., Ludwig III. und Stephan I. in Niederbaiern. 2. Ludwig der Baier von der Königswahl bis zur Rückkehr vom italienischen Zuge (1314—1329), Heinrich XIV., Otto IV. und Heinrich XV. 3. und 4. Ludwig der Baier von 1329 bis zu seinem Tode. 5. Landstände und Verwaltung, Gesetzgebung und Recht. 6. Literatur und Kunst des 14. Jahrhunderts.

Für denjenigen, der Kiezler's Arbeiten kennt, bedarf es keiner besonderen Versicherung, daß der schmucken Darstellung eine tiefe und eingehende Forschung vorangegangen ist, woi die bedeutendste Periode des vorliegenden Bandes hatte Kiezler überdies schon nach einem anderen Gesichtspunkte in seinen literarischen Widersachern der Päpste im Zeitalter Ludwig's des Baiers behandelt.

Von größerem Interesse für die böhmische Geschichte sind jene Partien, in welchen die Beziehungen des bairischen Herzogthums zu Böhmen geschildert werden, so z. B. der Krieg gegen Ottokar II. im Jahre 1257, der Salzburger Kirchenstreit, das Bündnis Heinrich's von Baiern mit Ottokar II. u. a., besonders innig waren die Beziehungen zwischen beiden Ländern in der ersten Zeit Ludwig's des Baiers, der bekanntlich seine größten Erfolge gegen die habsburgische Partei der luxemburgischen Hilfe verdankte, aber ebenso gespannt wurden die Beziehungen in den letzten Jahren Ludwig's. Diese Verhältnisse werden von Kiezler nach ihrem urfächlichen Zusammenhang in sehr objectiver und umsichtiger Weise beleuchtet. Ein besonderes Augenmerk hat der Verf. auch in diesem Bande den Culturverhältnissen zugewendet, die Darstellung dieser Partien gehört zu den tüchtigsten Theilen des ganzen Werkes. Wir können daher das letztere den Lesern der Mittheilungen zur eigenen Lecture auf das angelegentlichste empfehlen und sehen der Fortsetzung mit dem lebhaftesten Interesse entgegen.

J. L.

**A. Ludikar:** „O řádu Maltanském, se zvláštím zřetelem na Čechy.“ Vynato z časopisu „Sumavan.“ V Klatovech 1878. (Der Maltejerorden mit besonderer Rücksicht auf Böhmen. Abdruck aus der Zeitschrift „Schumavan.“ Klattau.) S. 299.

Schon vielfach bildete der Johanniterorden und seine Geschichte den Gegenstand eingehender und gründlicher Studien, zu denen sich die vorliegende Arbeit als interessanter Beitrag gesellt, indem sich der Verfasser die Thätigkeit dieses Ordens in Böhmen näher zu untersuchen vornimmt. In dem ersten Theile seines Buches (S. 1—246) schildert der Verfasser in knapper, aber doch recht übersichtlicher Weise die Schicksale dieses Ordens seit seiner Gründung i. J. 1048 bis auf unsere Tage. Ohne auf Böhmen Rücksicht zu nehmen, zeigt er uns die allmähliche Entwicklung des Ordens in Palästina, auf Cypern, Rhodus, Malta; endlich widmet er noch ein Capitel der neuesten Geschichte des Ordens seit dem Verluste Malτας (1798). Daran schließt sich die besonders für uns interessante Partie des Werkes, die in kurzer, auf guter Sachkenntnis beruhender Zusammenstellung das Wirken des Johanniterordens in Böhmen darlegt (S. 246—286). Eingeführt wurde er daselbst um die Mitte des 12. Jahrh. durch den königl. Kanzler Gervasius und den Unterkanzler Martin. Seinen Sitz nahm er auf der Kleinside Prag's, wo die Kirche S. Maria sub torque zur Hauptkirche des Ordens erhoben wurde, in deren Nähe sich das Ordenshaus und Prioratsgebäude erhoben. Dann gewährt uns der Verfasser einen Einblick in die territorialen Veränderungen des Ordens, die im Laufe der Zeit, während der vielen Kriege und Wirren, durch welche Böhmen heimgesucht wurde, nicht unbedeutenden Schwankungen ausgesetzt waren. Von Seite 269 an folgt ein Verzeichnis der Großprieure des Ordens für Böhmen, unter denen uns Männer entgegentreten, die auch in der politischen Geschichte des Landes nicht ohne Bedeutung sind. Als erster Großprior wird für das Jahr 1183 Frä Bernardus erwähnt; in späterer Zeit treffen wir unter ihnen Zawisch von Falkenstein (1278—1285), Johann Bavor von Stratonicz (1306—1311), Wenzel von Michalowicz (1432—1451) u. a. m. Ludikar gibt bei jedem Großprior die nothwendigsten — leider oft etwas zu knapp gehaltenen — Anmerkungen, um uns mit seiner Persönlichkeit zu befreunden. Über-



haupt hatte der Verfasser bei diesem Gegenstand viel mit dem Mangel an urkundlichem und sonstigem Materiale zu kämpfen, hat sich aber alle Mühe genommen, die spärlich fließenden Quellen richtig zu verwerthen und nach Thunlichkeit ein übersichtliches Bild über die Wirkksamkeit der Johanner in Böhmen zu entwerfen.

### Historische Abhandlungen in den diesjährigen Programmen böhmischer Mittelschulen.

Nicht sowol die geringe Zahl der Arbeiten geschichtlichen Inhalts in den von den Mittelschulen Böhmens herausgegebenen Jahresberichten erweckt unser Bedenken, sondern vielmehr die von einigen der Autoren gewählten Themen. Denn sieht man näher zu, so wird man nur zu bald merken, daß eine Zahl der jährlich zur Veröffentlichung gelangten Arbeiten nicht etwa das Produkt eines intensiveren selbständigen Privatstudiums ist, sondern daß sie ihre Existenz dem bloßen Zufall verdankt. Jeder angehende Lehrer beeilt sich nämlich, seine kaum trocken gewordene Prüfungsarbeit dem Publikum durch den Druck zugänglich zu machen. Solche Arbeiten werden ihrem ursprünglichen Zwecke gewiß entsprechen, aber nur bei verhältnismäßig wenigen wird auch nur die geringste Notwendigkeit für ihre Veröffentlichung sprechen, indem eine den Prüfungs-Commissionen für das Lehramt an Mittelschulen abgelieferte Arbeit doch nur ausnahmsweise den Gegenstand in irgend einer Richtung wirklich wissenschaftlich fördert. Und doch kann es, wie ich dafür halte, den in seinem Fache tüchtig gebildeten Lehrer gar nicht so schwierig sein, irgend ein passendes Thema für eine Abhandlung ausfindig zu machen, vorausgesetzt, wenn er seine Mühe dem Studium eines Theils der Geschichte widmet, vornämlich aber, wenn er sich der Localgeschichte mit Eifer zuwendet. Daß etliche der zu besprechenden Programmaufsätze das Ergebnis selbstständigen Forschens auf dem oder jenem begrenzteren Gebiete der Geschichte sind, soll im Vorhinein freudig anerkannt werden.

1. J. Rhunt: Die Stellung der Insel Rhodus in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts (Programm der deutschen Staats-Realschule in Budweis). —

Zu Ende des Aufsatzes zählt der Verf. die von ihm benützten Quellschriften und Hilfswerke auf; die letzteren bilden eine stattliche Reihe, in welcher fast sämtliche Publicationen in deutscher Sprache verzeichnet sind, welche sein Thema mehr oder weniger berühren. Daß er auf der Grundlage der Forschungen eines Droysen, Flathe u. s. w. eine 35 Seiten umfassende lesbare Abhandlung lieferte, ist eine nicht besonders bemerkenswerte That; eine andere Frage ist es, was für Leser der Verf. bei Veröffentlichung derselben, die augenscheinlich eine Prüfungsarbeit ist, in das Auge gefaßt hat. Fachmänner kaum, denn die wissen sich über den hier besprochenen Gegenstand anderwärts besseren Rat zu holen, und für Schüler der obersten Gymnasialklassen, in noch höherem Maße für die von Oberrealschulen ist die Arbeit eine zu specielle, ihrem Interesse und Bedürfnisse zu fern liegende.

2. A. Wiskocil: Das österr. Kabinet und die deutsche Union bis zum Jahre 1617. (S. 14. Jahresber. des k. k. Gym. zu Leitmeritz). Es wird die Gründung der Liga, die Bemühungen der Habsburger um Aufnahme in dieselbe, die abwehrende Haltung des Herzogs Max von Baiern u. s. f. mitgeteilt.

3. J. Blumentritt: Holländische Angriffe auf die Philippinen im 16., 17. und 18. Jahrhundert. S. 38. (14. Jahresber. der Comm.-Oberrealschule in Leitmeritz). Dem Leser dieser Blätter ist der Verf. nicht unbekannt, theilt er doch jährlich in den Programmen der Lehranstalt eine Gabe aus seinen die spanische Geschichtsliteratur betreffenden Sammlungen mit; auch diesmal hat er den indischen Archipel und zwar die Philippinen zum Gegenstand seiner Abhandlung genommen. Der erste Angriff auf diese Inselgruppe fand schon im Jahre 1600 statt, aber von den zwei holländischen Schiffen wurde das eine genommen, das andere entkam; von diesem „glorreichen Siege,“ in welchem die Spanier ihr Admiralschiff und eine übergroße Zahl von der Besatzung desselben verloren, fühlten sich die Spanier mächtig gehoben. Glücklicher



waren die Niederländer auf den portugiesischen Molukken, wo sich ihnen der Sultan von Ternate und andere malayische Häuptlinge anschlossen; die Eifersüchteleien zwischen Spaniern und Portugiesen retteten das belagerte Ternate. Als jedoch 1606 Pedro de Acuña, der staatskluge Governador der Philippinen, kam, wurden die einheimischen Fürsten, die Verbündeten der Holländer, besetzt und die Molukken, trotz des Vertrags von 1529, welcher die Ansprüche Spaniens auf diese Inselgruppe an Portugal verkauft hatte, der spanischen Krone einverleibt; sie gingen jedoch schon 1608 und 1609 zum größten Teil an die Niederländer verloren. Ein zweiter Anschlag auf die Philippinen erfolgte 1609 unter Franz Witterts Führung, welcher nach einem misslungenen Landungsversuch sich mit der Blokade der Bai von Manila begnügte, bei welcher Gelegenheit er reiche Beute so lange machte, bis der glänzende Sieg Juan de Silbas das feindliche Geschwader unschädlich machte. Die Brust von diesem Erfolge hoch geschwellt, dachte der spanische General daran, die Holländer auch von den Molukken zu vertreiben, mußte sich jedoch mit der Wegnahme der Insel Gilolo begnügen. Den auf die Eroberung der Philippinen zielenden Plan des niederländischen Admirals Spielberg im Jahre 1616 verrichtete der spanische Sieg bei Mahahonda. Der 1609 abgeschlossene Waffenstillstand hat zwar die Waffenruhe zwischen Spanien und den Generalstaaten in Europa, nicht aber in den hinterindischen Gewässern hergestellt; und kaum war der Kampf zwischen den beiden Staaten wieder zum Ausbruch gekommen, als auch die Philippinen wieder bedroht wurden. Keine der kriegführenden Staaten hat sich auch diesmal zu einer besonderen Kraftentwicklung in den hinterindischen Gewässern emporgerafft, und zwar die Holländer schon darum nicht, weil sie auch noch die Schachzüge der englisch-ostindischen Compagnie zu durchkreuzen hatten. Wir übergehen daher die vom Verf. erzählten holländischen Anschläge auf die Inseln, welche, wie die geringfügigen zur Anwendung gebrachten Mitteln bezeugen, auf eine Überrumpelung, oder auch nur auf die Störung des Handels, oder auf bloße Kaperei abzielten. Der westfälische Friede stellte auch in Asien die Ruhe zwischen beiden Nationen her; die Spanier gaben jetzt auch die letzten Punkte auf den Molukken auf, und die Holländer, welche, wie der Verf. zeigt, irrtümlich als die Schützer der Religionsfreiheit gepriesen werden, waren eifrig bemüht, die katholische Religion auf dieser Inselgruppe auszurotten. „Es lag eben,“ wie richtig bemerkt wird, „im Geiste des 16. und 17. Jahrhunderts, kein Nebeneinander der Religionen zu dulden.“ — Auch diese Abhandlung, die unter den diesjährigen Programmsarbeiten lobend hervorzuheben ist, legt Zeugenschaft von des Verf. ernsten Studien ab.

4. J. Müntzberger: Aus dem B.-Leipaeer Stadtarchive. Nachrichten zur Geschichte Leips von Wallensteins Tode bis zum Vergleiche mit der Obrigkeit im J. 1660. S. 24. (17. Jahresbericht der Comm.-Oberrealschule in Böhm.-Leipa). Nach des großen Friedländers Tode ist seine Witwe Isabella Katharina, geb. Gräfin von Harrach, Herrin der Stadt, welche ihr im Nov. 1636 huldigte. An Stelle der Herzogin übte vornämlich ihr Bruder, der Cardinal und Erzbischof von Prag Ernst Alb. von Harrach, die obrigkeitlichen Rechte aus, „der mit dem strenggebietenden Worte des Herrn, mit der Sorge um die Interessen der Obrigkeit auch Sinn und Sorge für milde Ausgleichung der Gegensätze, für geordnete Verhältnisse in der ihm unterstehenden Stadt zu verbinden wußte.“ Wie zu erwarten, wird der Not und der Drangsale, welche während des dreißigjährigen Krieges auf der Stadt lasteten, ausführlich gedacht, hiebei hat der Verf. auch in die nicht gedruckte Arbeit des Gymnasialprofessors Dr. Hölzel Einsicht genommen. Wie alle größeren und kleineren Ortschaften der Länder der böhmischen Krone, welche von kaiserlichen und schwedischen Truppen berührt wurden, hat auch Leipa alle Unbilden dieses unheilvollen Krieges durchzumachen gehabt und das Ende desselben findet eine tief herabgekommene Stadt. Trotz der mannigfachen Drangsale bricht Zwist und Streit zwischen der Bürgerschaft und den Juden aus, den der genannte Cardinal durch seine Entscheidung vom 22. Juni 1646 beilegt, und aller drückenden Contributionen u. s. w. ungeachtet bleibt der Festschmaus, welcher gelegentlich der jährlichen Rechnungslegung des Bürgermeisters abgehalten wird, nicht nur bestehen, sondern er ist, wie die Specification der Auslagen für das 1641



abgehaltene Wahl zeigt, ein für die damaligen Zeitverhältnisse verschwenderischer zu nennen. Nach der Herzogin Tod und der Übernahme der Herrschaft durch ihre Tochter Maria Elisabeth und deren Gemahl Freiherrn Rudolf von Raunitz kommt es zum Streit zwischen der Obrigkeit und der Stadt, bezüglich dessen erwähnenswert ist, daß letztere auf ihr Ansuchen ein Gutachten der juridischen Facultät in Prag erhält; die Beilegung des Zwistes erfolgt durch einen im Auszug mitgetheilten Vertrage von 1660, mit welchem Zeitpunkt die höchst interessante Arbeit abschließt, die auf die Rechtsstellung der Stadt und ihre Verpflichtungen zur Herrschaft, auf das Stadtre Regiment, die finanziellen Verhältnisse u. s. f. Rücksicht nimmt und schließlich die Bürgermeister, sowie die Summen der Einnahmen und Ausgaben von 1633—60 anführt. — Möge der Verf. Lust und Zeit finden, seine archivalischen Nachrichten fortzusetzen, des Dankes seiner Fachgenossen kann er sicher sein.

5. Der Jahresbericht des k. k. Obergymnasiums zu Pilsen bringt seinen Lesern die „Historiae urbis Pilsnae Joannis Tanner manu scriptae.“ Der Beginn dieser Chronik ist, wie aus einer Anm. hervorgeht, in früheren Programmen mitgetheilt worden; im diesjährigen finden sich die Cav. XXIV, XXV und XXVI, welche die Aufhebung der Belagerung Pilsens durch die Taboriten und den Sieg der Pilsner, die Schlacht, durch welche jene von den Katholiken vernichtet werden und die Belobung und Belohnung erzählen, welche den Pilsnern von Seite des Kaisers Siegmund zu Theil wird. Bei dem Umstande, als mir außer den drei angeführten Capiteln nichts weiter von der Chronik bekannt ist, kann ich über den Wert derselben kein Urtheil abgeben; mir scheint derselbe kein hoher zu sein, möglich, daß sie für die Localgeschichte nicht ganz unwichtig ist. Daß ihre Abfassung nicht vor das 17. Jahrh. fällt, geht aus dem auf S. 6 Erzählten hervor.

6. Das Programm des k. k. Gymnasiums zu B.-Leipa bringt außer einer philologischen Abhandlung auch eine „Geschichte der Entstehung der Gymnasialbibliothek“ von Dr. F. Hölzel.

**Julius Pippert:** Die Völker und Staaten der Erde. Einer volksverständlichen Geographie ethnologisch-politischer oder II. Theil. Prag 1880.

Das gleiche Lob, welches im 1. Hefte des XVIII. Jahrganges der „Mittheilungen“ dem physischen oder ersten Theile der Pippert'schen Geographie gezollt wurde, verdient auch der vorliegende zweite Band, welchen der verdienstvolle „Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag“ eben herausgegeben hat. Der vielseitige und für die Zwecke des genannten Vereines unermüdblich thätige Autor behandelt in der ersten Abtheilung des 15 Bogen starken Buches die Völker der Erde nach Rassen und Sprachstämmen, sowie nach den wichtigsten unterscheidenden Culturmerkmalen, in der zweiten Abtheilung die Staaten der fünf Erdtheile. Er versteht es meisterhaft, den reichhaltigen Stoff auf Grund moderner Anschauung und mit sorgfamer Benützung der Resultate der neuesten Forschungen zu sichten und zu behandeln. Die Gabe, anschaulich und interessant zu schildern, kommt ihm ganz besonders zu statten; auch hält er consequent an der Absicht fest, für das Volk faßlich und verständlich zu bleiben, so daß sich dasselbe Anregung und des Belehrenden in Fülle aus dem Buche schöpfen wird. Den Text begleiten viele Abbildungen der Völkertypen, sowie architektonische und landschaftliche Zeichnungen, zumeist nach Originalphotographien hergestellt, welche in Bezug auf treue Wiedergabe der Urbilder und Charakteristik nichts zu wünschen übrig lassen, was von Werken ähnlicher Art, beziehungsweise den Abbildungen derselben, nicht immer zu melden ist. Zur leichteren Orientierung und Benützung des Buches ist dem vorliegenden Theile ein Register beigegeben, welches diesen wie auch den ersten Theil umfaßt.

O. L.



## Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

# Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XIX. Jahrg.

III.

1880/81.

**Die böhmischen Landtagsverhandlungen und Landtagsbeschlüsse vom Jahre 1526 an bis auf die Neuzeit.** Herausgegeben vom königlich böhmischen Landesarchiv. Bd. II. 1546—1557. Prag 1880. Verlag des kgl. böhm. Landesauschusses. Druck von Dr. Ed. Grégr. IV. und 831 S.

Nach dreijähriger Pause erhalten wir wieder einen Band jener dankenswerten Publication, welche für die böhmische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts von großer Bedeutung zu werden verspricht. Er umfaßt einen Zeitraum von elf Jahren, wovon dem Aufstande von 1547 und seinen Folgen der größte Theil gewidmet ist, trotzdem mit Rücksicht auf die Arbeiten Tieftrunks und Siredeks sowie auf die bevorstehende Ausgabe der Werke Sirt's von Ottersdorf durch Dr. Kezel viele Aktenstücke, die auf diese Zeit Bezug haben, gar nicht veröffentlicht wurden. In der Einleitung versprochen die Herausgeber mit dem nächsten Bande eine Würdigung des historischen Materials zu liefern und wir wollen daher uns mehr mit der Einrichtung und Anordnung der Ausgabe beschäftigen.

Ein Inhalt fehlt, wiewohl die einzelnen Aktenstücke nach chronologischen und inneren Gründen in Abtheilungen zerfallen. Es sind elf an der Zahl, von denen einige wieder Unterabtheilungen haben. Wir geben sie in nachstehendem wieder:

I. Der Landtag des Jahres 1546. S. 1—44. Nr. 1—11.

II. Die Landtage des Jahres 1547. S. 44—542. Nr. 12—191.

1. Aktenstücke betreffend das Verhalten der böhmischen Stände und der Einwohner des Landes in der Zeit vom 12. Januar bis zum 16. Februar 1547. S. 44—118. Nr. 12—24.
2. Die Beschlüsse der ständischen Zusammenkunft am 17. März 1547. S. 118—174. Nr. 25—52.
3. Aktenstücke betreffend das Verhalten der böhmischen Stände nach dem Schlusse der ständischen Zusammenkunft im März und vor Beginn des April-Landtages. (23. März bis 17. April 1547). S. 174—222. Nr. 53—83.
4. Aktenstücke betreffend den am 18. April 1547 auf dem Prager Schlosse eröffneten Landtag. S. 222—257. Nr. 84—93.
5. Aktenstücke zu dem am 20. Mai 1547 auf dem Prager Schlosse eröffneten Landtage. S. 257—284. Nr. 94—100.
6. Akten beleuchtend: 1) die Bemühungen Ferdinands I. den allfälligen Widerstand der böhmischen Stände mit Gewalt niederzuschlagen und 2) die strafgerichtlichen Ver-



- Handlungen wegen des Aufstandes. (1. Juni — 20. August 1547.) S. 284—472. Nr. 101—162.
7. Aktenstücke zu dem am 23. August 1547 eröffneten Landtage. S. 472—525. Nr. 163—171.
8. Aktenstücke, die auf die im Monate Juli und August 1547 vollzogene Bestrafung der böhm. Stände Bezug haben. S. 526—542. Nr. 172—191.
- III. Aktenstücke zum Jahre 1548 gehörig. S. 543—564. Nr. 192—201.
- IV. Die Verhandlungen des Jahres 1549.
1. Der Landtag des Jahres 1549 eröffnet am 14. Febr. S. 565—580. Nr. 202—207.
  2. Aktenstücke betreffs die Prozessverhandlungen des Jahres 1547, das Gesundheitswesen und die Reformirung der Landesordnung. S. 580—604. Nr. 208—17.
  3. Zusammenkunft der Utraquisten auf dem Prager Schlosse am 5. Dezember 1549. S. 604—618. Nr. 218—222.
- V. Aktenstücke zum Jahre 1551. S. 619—620. Nr. 223.
- VI. Der Generallandtag im Jahre 1552. S. 621—642. Nr. 224—231.
- VII. Der Landtag des Jahres 1553. S. 643—660. Nr. 223—235.
- VIII. Die Verhandlungen des Jahres 1554.
1. Der Landtag des Jahres 1554. S. 661—675. Nr. 236—241.  
[Eine zweite Abtheilung fehlt.]
- IX. Die Verhandlungen der Vertreter der Länder der böhmischen Krone in Wien im Jahre 1555. S. 676—686. Nr. 242—243.
- X. Die Verhandlungen des Jahres 1556.
1. Generallandtag der böhmischen Krone im Jahre 1556. S. 687—715. Nr. 244—248.
  2. Der Rangstreit des Herrn von Rosenberg und der Herren v. Plauen. S. 715—751. Nr. 249—254.
  3. Der Generalkonvent der sämtlichen österreichischen Länder in Wien im Jahre 1556. S. 752—787. Nr. 255—264.
- XI. Die Verhandlungen des Jahres 1557.
1. Der Landtag des Jahres 1557. S. 787—812. Nr. 265—71.
  2. Akten bezüglich der Zusammenkunft der Vertreter der böhmischen und der übrigen österreichischen Länder in Wien am 1. Dezember 1557. S. 813—814. Nr. 272.

Von den vorstehenden Aktenstücken ist ein großer Theil, fast alle, welche auf das Jahr 1547 Bezug haben, bereits gedruckt, ebenso sind viele Stücke aufgenommen, die keineswegs als Landtagsverhandlungen oder Beschlüsse bezeichnet werden können. Wir wollen mit der Hervorhebung dieser Thatsachen keinen Tadel aussprechen, vielmehr können wir es nur bedauern, daß zahlreiche Akten, weil sie anderswo publizirt waren oder werden sollen, hier keine Aufnahme fanden, dies um so mehr, als die tschechisch geschriebene Museumszeitschrift, oder das Werk Tieftrunks über den Aufstand von 1547 wegen ihrer Sprache schwerer zugänglich sind. Wozu aber so viele Aktenstücke doppelsprachig aufgenommen wurden, ist um so weniger klar, als dies meist solche sind, welche aus den gedruckten „Acta aller Handlungen“ und der tschechischen Ausgabe derselben entnommen sind. In einem Falle (Nr. 206) ist das Original tschechisch, während die deutsche Uebersetzung bis auf eine Stelle nicht einmal eine Abweichung darbietet. Bedenken wir nun, daß von 272 Aktenstücken 74, also mehr als ein Viertel [nämlich Nr. 3, 12, 16, 18, 19, 20, 25, 26, 29, 30, 31, 32, 36, 38, 39, 40, 46, 50, 52, 55, 56, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 69, 70, 74, 89, 91, 95, 96, 106, 125, 126, 127, 128, 131, 132, 133, 134, 135, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 163, 164, 165, 168, 206, 215, 253, 259, 260, 263] doppelt ausgefertigt sind, so müssen wir die Aufnahme eines solchen Ballastes entschieden verurtheilen und können uns dieselbe nur durch das Bestreben erklären, eine Art von Gleichberechtigung beider Landessprachen durchzuführen. Daß dies nur zu allerlei Schwierigkeiten führen muß, ist klar. So sind die Haupttitel der



Abtheilungen doppelt, die weitschweifigen Überschriften der Unterabtheilungen und die einleitenden Bemerkungen zu diesem bloß deutsch, die Columnentitel doppelsprachig, die Signaturen der Druckbogen bloß čechisch. Das Regest über jedem Aktenstücke, ist deutsch, čechisch oder lateinisch, je nach der Sprache des Dokumentes, ebenso die Anmerkungen. Bei doppelsprachigen sind auch die Anmerkungen doppelt und stimmen keineswegs immer überein. Nr. 20 hat zum deutschen Exemplar, Nr. 69 zum čechischen eine lateinische Anmerkung, welche letztere übrigens falsch ist. Zu dem čechischen Datum 3. dubna 1547 (3. April) ist nämlich bemerkt: in germanico exemplari actorum 4. Aprilis dies, quo data epistola significatur. Nun heißt aber das čechische Datum v neděli květnou (Palmsonntag, damals 4. April), das deutsche dagegen „am Samstag Palmorum“ (3. April). Sonach ist das Verhältnis gerade umgekehrt.

Manche Stücke sind wohl ganz entbehrlich, so Nr. 93, das einen ganz werthlosen Bericht über die Mühlberger Schlacht bringt. Hier hätte besten Falles ein Regest genügt. Von letzterem Mittel ist nur sehr sparsam Gebrauch gemacht, und insoweit können wir nur, wie bei der Recension des ersten Bandes, um etwas Beschränkung des riesigen Materiales ersuchen. Auch in anderen Punkten müssen wir den Tadel, den wir früher ausgesprochen, aufrecht erhalten. Wir vermiffen noch immer eine consequent durchgeführte Orthographie und Bezeichnung des Alters der Signatur u. s. w. bei jedem Aktenstücke, einige Worte über die Archive selbst, sachliche Erläuterungen, vor Allem aber wie bereits erwähnt, ein Inhaltsverzeichnis, das durch ein Register keineswegs entbehrlich gemacht wird. Mit Vergnügen dagegen constatiren wir, daß jene heillose Confusion des ersten Bandes einer besseren Ordnung gewichen ist, und daß unserem Wunsche nach einem einheitlichen Register, gegenüber dem früher getheilten, entsprechen wurde. In letzterem aber hätten wir gewünscht, daß die verschiedenen Namensformen nicht nur gemeinschaftlich, sondern auch besonders aufgenommen würden. Ein komischer Übersetzungsfehler ist im Register unterlaufen. Eine Prager Kirche: „St. Maria auf dem Sande“ (na písku) wird übersetzt: „St. Maria auf Bisek.“ Auch sonst wird unser liebes Deutsch stark hergenommen. Druckfehler sind abermals keine angegeben, auch die wahrhaft skandalösen Fehler des ersten Bandes nicht verbessert.

Philipp Loewy.

**Anton Gindely.** Geschichte des Dreißigjährigen Krieges IV. Band. Prag 1880. Verlag von F. Tempsky.

Es ist ein trauriges Stück Geschichte, welches uns der unermüdblich arbeitende Verf. vor Augen führt, die alte Geschichte, die immer neu bleibt, daß der menschliche Egoismus ob er mit Kronen oder Müffen spielt, der gleiche ist. Es ist ein düsteres Zeitbild, in welchem der kleinlichste Frosch-Mäusekrieg um ein Stück Land geführt wird, ohne daß auch nur der Schimmer einer Idee verklärend auf das Durcheinander fällt, höchstens schminkt man sich allseits mit der Farbe ideeller Vorwände. Der Verf. gesteht selber zu, der eigentlich zutreffende Titel der Arbeit hätte lauten sollen: die Uebertragung der Kur auf Max von Baiern; denn wirklich dreht sich der politische und militärische Kampf während der Jahre 1621—23 allein darum, ob der Kaiser sein, dem Herzog v. Baiern gegebenes Versprechen einlösen und ihm die Kurwürde übertragen werde oder nicht. Nur um dieses Grundes willen wurde der Pfalzgraf geächtet und der Krieg gegen ihn und seinen erblichen Besitz geführt. Max unnachgiebig und starr, beharrlich in der Verfolgung des angestrebten Zieles, nöthigt den Kaiser zur Erfüllung seines Versprechens; freilich war er derjenige, der die Männer dieser Zeit durch seine ganze Persönlichkeit freilich nicht so sehr im Guten, als in den egoistischen Zielpunkten jener Zeit um Haupteslänge überragte, er war, wie der Verf. erklärt, der besonnenste und zielbewußteste Politiker, er spielte von 1621—23 die entscheidende Rolle und bewirkte durch seine Klugheit und Energie, daß der Kaiser, wie der Papst, Frankreich und die deutschen Katholiken, wie Spanien auf seiner Seite standen oder wenigstens von jedem Widerstand abgehalten wurden. Max ist der Mittelpunkt dieses Bandes der Geschichte des 30j. Krieges, leider aber nur zwischen den Zeilen erkennbar; die Gestalt des Baiernherzogs, scharf plastisch hervortreten zu lassen, wie der Historiker es thun muß, der nicht bloß Aktenbündel



ausklaubt und sauber auszieht, das scheint der Vfr. auch nicht einmal in seiner Darstellung beabsichtigt zu haben; er steht seinem Stoffe kühl bis ans Herz hinan gegenüber; die pessimistischen Reflexe, die er gleich Anfangs auf seine historischen Staatsactionen fallen läßt, mögen das entschuldigende. Zuerst drängt sich dem Verfasser die bekannte Frage auf, ist der dreißigjährige Krieg als ein Religions- oder politischer Krieg aufzufassen? Er antwortet darauf: der religiöse Zwiespalt gab nur den Anlaß zu diesem Kampf; die Gründe um derenwillen er so lange währte und so große Dimensionen annahm, waren Besitzfragen; eine Thatfache, die allerdings K. Menzel und Barthold längst ausgesprochen haben. Der Verf. versäumt hierbei nicht, uns mit seiner Grundüberzeugung zu überraschen, sie lautet: Ein gewisser Gedankenkreis beherrscht stets das geistige und materielle Leben der Völker, immer wird dabei das tägliche Brod in letzter Instanz vertheidigt, die Existenzfragen sind das Fundament unseres ganzen socialen Lebens. Der Verf. weist dies an Ferdinand selbst, an allen hervorstrahlenden und hervorragenden Männern dieser Zeit, an Max von Baiern, selbst Urban VIII., dessen feindselige Stellung zu den Habsburgern schon vielfach den Historikern aufgefallen, an Gustav Adolf, Bethlen, Rakocy, dem Halberstädter u. nach. Ob es aber in letzter Instanz immer die Existenzfrage in dem vielen historischen Mäulegebeiß war, das müssen wir billig bezweifeln, selbst für jene Zeit, die so tief steht, muß man dies leugnen. „Die Bildung des Einzelnen, seine Arbeitsamkeit, seine Uneigennützigkeit und sein sittlicher Werth kann der Behandlung der Existenzfrage (struggle of life!) ihre rauhe Wirklichkeit abstreifen, aber die Thätigkeit des Einzelnen ist nur eine consequenzlose Idylle in dem rücksichtslosen Völkergewoge.“ Es ist kein Wunder, daß der Verfasser zu dieser sich so vielen wackern Männer aufdrängenden Grundanschauung kommt; wenn man lang in solchen Parthien der Geschichte und so gründlich wie er gearbeitet, muß jenes ironische Lachen über die vorgenommene Maske der geschichtlichen Personen erschallen.

Es mag eine drückende Erkenntniß sein, daß der Einzelne trotz klarer Einsicht und redlichem Willen nichts kann, aber fügen wir hinzu, wenn der Augenblick nicht da ist; anderseits liegt in dem Bewußtsein, einem großen Gesetze der Geschichte unterthan zu sein, eine Beruhigung und Hoffnung, welche die Kenntniß und Thätigkeit belebt und fördert. Der Verf. stellt sich also in dem großen Streit, wer die Geschichte macht, ob Männer (Tretschke) oder Ideen (Manke) auf die Seite der materialistischen Geschichtschreibung.

Nach der Schlacht am weißen Berg benahm sich die Armee und Fürst Liechtenstein gegen Maxens Rath und den Wunsch des Kurfürsten von Sachsen sehr hart gegen das Leben und Gut der Unterthanen. Im zweiten Kapitel behandelt Gindely die Hochverrathsproceße in Böhmen, Mähren und Oesterreich. Gindely meint die Protestanten konnten es nicht als ein unerhörtes Unrecht bezeichnen, wenn die Sieger nach dem Vermögen der Besiegten griffen; die übergroßen Kosten des Kampfes konnten nur durch weitreichende Confiscationen bestritten werden. Der Ozeche Wilhelm Slavata war der Rathgeber des Kaisers, dieser sonst reiche Mann war von Angst gequält, er würde sich nie seines Reiches und seiner Güter in Böhmen freuen können, ohne Vernichtung seiner Gegner, auch der Einfluß der Jesuiten, die auf großen Besitz in Böhmen spekulierten, wirkte als Motiv. Leider, sagt Gindely, gestattete Ferdinand mit Vernachlässigung seiner eigenen wichtigen Interessen seinen Dienern, sich aus den Confiscationen zu bereichern. Ubrigens warnte wahrscheinlich Tilly die Direktoren, vielleicht um der Verletzung des seinem Herrn gegebenen Versprechens zuvorzukommen, wornach die Stände ihres Lebens und ihrer Güter versichert bleiben sollten. „Auch die Deutschen waren bei der Hinrichtung durch einige Personen vertreten und es zeigte sich diesmal zwischen den Bewohnern des Landes kein Zwiespalt; alle hatten demselben Ziele ihre Kräfte geweiht und dieselbe Strafe erlitten.“ Die Stelle S. 82 und 83, wo Gindely davon spricht, es habe zwar in Böhmen nie eine so selbständige Entwicklung gegeben, wie sie den Stolz der großen Völker ausmacht, „denn auf allen Gebieten, auf dem der Speculation, wie der Kunst blieb es nur bei vielversprechenden Anfängen und überall kämpfte der heimische Genius mit dem überlegenen Nachbar“ fg. fg. hat ihn schon, so richtig sie ist, herbe Angriffe gebracht, man wird jetzt über derlei Dinge immer empfindlicher. Interessant ist S. 87, der Beweis



über die oberflächliche Hirnlosigkeit des Grafen Thurn. Den Werth der Confiscationen schätzt Gindely auf 35 Millionen Thaler. In gleicher Weise wirft Gindely einen Blick auf den Proceß gegen die mährischen und oberösterreichischen Stände, letztere sehnten sich übrigens nach dem milden österreichischen Regiment gegenüber der scharfen Zucht Maxens. Das 3. Capitel behandelt die Auflösung der Union. In Böhmen war die Sache des Pfalzgrafen verloren und auch die Union und Bethlen traten bald vom Schauplatz ab. Das Gesuch der Union an König Jakob, der wenigstens Geldmittel handte, um weitere Unterstützung, wurde damit beantwortet, daß seine Hilfe von der Verzichtleistung seines Schwiegersohnes auf Böhmen abhänge. Jakob setzte die Hoffnung, seines Schwiegersohnes erblichen Besitz zu retten, noch immer auf die Verhandlungen mit dem Hause Habsburg. Aber immer zeigte sich des Pfalzgrafen Nachgiebigkeit nur auf den Schein berechnet. Der spärliche Besuch des Fürstentages zu Segeberg überzeugte auch den um Hilfe angegangenen Christian IV. von Dänemark, daß nur Jakobs ausreichende Geldunterstützung helfen könne. „Es ist eigenthümlich sagt der Verf. S. 140, wie die Parteiverhältnisse die öffentliche Meinung zu jener Zeit verwirrten! die protestantischen Fürsten wollten den Kaiser für seinen Besitz nicht die gleiche Unantastbarkeit zugestehen, die sie für sich in Anspruch nahmen, er sollte von ihnen angegriffen werden, aber einen Schlag gegen sie nicht führen dürfen; so oft er den Arm gegen sie erhob, flüchteten sie sich hinter die Reichsconstitutionen und nahmen ein Privilegium der Unangreifbarkeit in Anspruch, daß aller Gegenansprüche des Kaisers spottete.“ Der Manzer Accord löste endlich die Union von dem Pfalzgrafen los. Die Union, der König von England und der von Dänemark, wie der niederländische Kreis hatten die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt. Kapitel IV behandelt Lord Digbys Gesandtschaftsreise. Dem Pfalzgrafen war es mit seiner Verzichtleistung auf die böhmische Krone nicht Ernst, er wollte sein Schicksal nicht dem Belieben des Kaisers anheimgeben. Sein Schwiegervater nahm zwischen beiden eine vermittelnde Stellung ein, er wollte durch die Heirath einer spanischen Prinzessin mit dem Prinzen von Wales einen Ausgleich herbeiführen, er vergaß das Wort seines Zeitgenossen: „Thu Geld in deinenbeutel“ und setzte seine Hoffnung auf seine von den Höfingen gepriesene Weisheit. Maximilian, der die Oberpfalz und Unterpfalz als seine gute Beute betrachtete, wollte aus vielen Gründen nicht die Restitution seines Feindes zugeben, so mußte die Mission Digbys scheitern, da der Kaiser höchstens die Unterpfalz restituiren wollte. Es begann der Kampf auf's Neue. Der Kaiser war durch den Kampf mit Bethlen gelähmt und konnte gegen Max und England nicht schroff auftreten; die Chancen des Pfalzgrafen standen gerade durch Bethlen nicht ungünstig, hätten sich nur seine Freunde seiner treu angenommen. Auch Bethlen, dessen Politik voll Lüge und Trug und rücksichtslosem Egoismus, mehr eines Häuptlings einer asiatischen Horde würdig war, schloß bald den Nikolsburger Frieden und ließ alle seine Freunde in Stich; so bekam der Kaiser Lust. Der überreife Angriff des Pfalzgrafen gab dem spanischen Feldherrn Cordova Gelegenheit den Waffenstillstand für gebrochen zu erklären. Im Frühjahr 1622 standen an 70.000 Mann für den Pfalzgrafen in den Waffen, wir lernen jetzt Christian von Halberstadt und den Markgrafen von Baden-Durlach kennen. Anderseits war Gregor XV. der neue Papst zu größern Opfern bereit, Max und Erzherzog Leopold rührten sich. Die glücklichen Schlachten am Rhein und Main schienen den Kampf zu beenden, doch mußte Mansfeld Sorge zu tragen, daß der Kampf nicht aufhörte. Das 7. Kapitel enthält die Verhandlungen bezüglich der Uebertragung der pfälzischen Kur. Damit war der Weg der Ausöhnung mit dem Pfalzgrafen verschlossen, dem übrigens jedes Verständniß der Sachlage, jedes Urtheil über seine Verhältnisse abging. Im 8. Kapitel behandelt der Verf. den Deputationsstag zu Regensburg. Der Kaiser brauchte Max und die Liga; ersterer wies eine Forderung von 20 Millionen vor, so mußte der Kaiser 1623 am 12. Februar Max die Kur persönlich, nicht erblich übertragen. Gerne hätte der Kaiser dem Pfalzgrafen die Unterpfalz eingeräumt, aber die weitgehenden Geldansprüche Maxens hinderten ihm daran. Aber in dem Augenblick, wo der Pfalzgraf verloren schien, bereitete sich wieder ein neues Bündniß vor, dessen „offene Gesellschafter“ Mansfeld, der Halberstädter, Bethlen und die Holländer waren



während Frankreich die Unternehmung im Stillen förderte; die Weltlinerverhältnisse (des Jahres 1620) waren es, oder trugen dazu bei, daß Frankreich sich Mansfelds annahm, der anonyme Krieg, von Freibeutern gegen den Kaiser geführt, dauerte fort. Die protestantischen Fürsten wollten dem siegenden Kaiser nicht das Recht zuerkennen, sich schadlos zu halten, unterstützten aber auch nicht den Pfalzgrafen energisch genug. Das 9. Kapitel behandelt die kirchliche Reformation in Böhmen und Mähren hauptsächlich durch Cardinal Caraffa, den Domherrn Platteis und den Strahover Abt Kaspar von Quesenberg durchgeführt, Slavata hatte damals großen Einfluß auf Ferdinand gewonnen in Mähren war es der Cardinal Dietrichstein, der energisch vorging. Damit schließt der reichhaltige Band, der als Anhang einige besonders wichtige Urkundenbeilagen enthält. Mit jedem Band, den der Verfasser erscheinen läßt, schwillt der gewaltige Stoff mehr an; möge er Muth und Ausdauer behalten, das umfassende Werk zu Ende zu führen. Was archivalischer Fleiß und tiefgreifende Combination, auch Klarheit in der Darlegung der so verwickelten, sich mosaikartig zusammensetzenden Thatfachen leisten konnte, das hat der Verfasser gewissenhaft und mit anerkennenswerther Objectivität geleistet; ob sein Werk auch in der Darstellung auf der Höhe bedeutender deutscher zeitgenössischer Historiker steht, könnte man allerdings bezweifeln. Viel Schuld liegt freilich in der Zeit, die der Verf. darstellt, die reich an Kriegen und Schlingen, aber nicht an großen vornehm gearteten Persönlichkeiten ist. — Druck und Ausstattung leisten, wie immer im Verlag vom Tempsky Anerkennenswerthes. r.

**Josef Stocklów:** Geschichte der Stadt Tachau mit theilweiser Berücksichtigung der Herrschaft Tachau. Tachau 1878. Im Verlage des Stadtrathes.

Das zweibändige Werk Stocklows der Geschichte Tachaus, dessen erste sieben Lieferungen wir im Jahrg. XVII. S. 52 dieser Zeitschrift anzeigten, ist in diesem Jahre zur Vollendung gelangt, und unser schon früher ausgesprochenes Urtheil, daß wir im Werke Stocklows eine höchst beachtenswerthe Arbeit gründlicher Lokalforschung zu erwarten haben, bestätigt sich bei dem Ueberblicke des nun fertig gewordenen Buches. Während im ersten Bande die politische Geschichte des interessanten Ortes an der Mies, dessen Namen der Verfasser von dem slavischen „tah“ ableitet, behandelt wird, enthält der zweite Band eine äußerst reichhaltige Kulturgeschichte der Stadt und des in vielen Beziehungen selbständig organisierten Tachauer Ländchens. Aus den kleinen Anfängen eines Burgvorortes, der zum Jahre 1135 zum ersten Male genannt wird, entwickelt sich unter den premysliden und luxemburgischen Königen eine blühende deutsche Stadt, die durch Handel und Gewerbfleiß seltenen Wohlstand erlangt, zugleich aber durch ihre Lage als wohlbefestigte Grenz- und Einbruchsstation am Fuße des oberen Böhmerwaldes eine nicht geringe strategische Bedeutung besitzt. Aus den hufitischen Stürmen geht die Stadt nicht unverfehrt hervor, doch erhebt sie sich bald wieder zu altem Glanze. Dagegen wird ihr die oktroyirte Herrschaft des Baron von Husmann in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts gerade zu verhängnißvoll, und konnten die in dieser Zeit geschlagenen Wunden lange nicht, auch nicht unter der Regierung der Grafen von Koscimhal (seit 1664) und des Fürstenhauses zu Windischgrätz (seit 1781) vernarben. Die Husmanische Periode dürfte übrigens den Lesern unseres Hauptblattes nicht ganz unbekannt sein, da Episoden aus derselben im X., XII. und XIII. Jahrg. der Mittheilungen, von Stocklów und Walfried bearbeitet, Aufnahme gefunden haben.

Im kulturhistorischen Theile des Buches, in welchem Kirche und Schule, Handel und Industrie, die Zünfte, der Bergbau, das Forstwesen u. s. w. ausführliche Erörterungen erfahren, erregt besonders das Kapitel über die Rechtsverhältnisse Interesse. Tachau war bis zu Husmans Zeiten eine freie königliche Stadt und zählte mit den Städten Mies, Pilsen, Bischofteinitz, Taus, Klattau, Schüttenhofen und Budweis zur Gruppe des Altprager Stadtrechtes. Nach Tachauer Recht selbst wieder richteten sich Bärnau und die Tachauer Chodendörfer. Das Tachauer Ländchen bildete analog dem Egerlande, dem Elbogner Kreis und der Glazer Landschaft eine „historisch-politische Individualität“ für sich mit einer eigenen Landtafel, einem eigenen Mannsrecht und Landgericht. An den allgemeinen Verhandlungen der „böhmischen Na-



tion“ nahm es keinen Antheil und hing mit der Krone Böhmens nur insofern zusammen, als deren Träger zugleich Eigenthümer des Schlosses Tachau und Lehensherr der dortigen Mannen war. Die Geschichte der Tachauer Chodenbauern, die der deutschen Nationalität angehörten, verdiente eine Specialabhandlung. Der leider zu früh gestorbene Pangerl wurde an der Abfassung einer solchen durch den Tod gehindert. — Am Schlusse der kulturhistorischen Abtheilung bringt Stoßlöv biographische Nachrichten berühmter zu Tachau geborener Männer. Daß er dabei des wackern Bürgermeisters H. Swoboda „des Tachauer Hoffmann von Fallersleben“ nicht vergißt, war nur billig.

Der sachlich und formell gleich vorzüglichen Stadtgeschichte, welche der Gemeindevorstellung gewidmet und deren etwaiger Reinertrag für den Krankenhausfond bestimmt ist, liegen die Abbildungen der Stadt, des Schlosses und des Paulanerklosters, ferner 16 Urkundenabdrücke und ein höchst brauchbares Inhaltsverzeichnis bei.

L. S.

**J. Loserth:** Die Denkschrift des Breslauer Domherrn Nikolaus Tempelfeld von Brieg über die Wahl Georgs von Podiebrad zum Könige von Böhmen. Ein Beitrag zur Kritik der Husitengeschichte des Johannes Cochläus. (Wien 1880. Sonderabdruck aus d. Arch. f. österr. Gesch. Bd. LXL. I. Hälfte.)

Der von Loserth edierte Traktat Tempelfelds, den wohl Palacky bereits kannte, aber seltener Weise nur für Nachrichten benützte, welche der Verfasser nicht als Zeitgenosse behandeln konnte, bietet nach zwei Richtungen großes Interesse, einmal durch sein Verhältniß zu der Husitengeschichte des Cochläus, das andere Mal durch die eingehende Darstellung der Wahl Georgs von Podiebrad. Loserth liefert den völlig überzeugenden Nachweis, daß Cochläus den Traktat als Hauptquelle benützt, den Namen des Verfassers aber allerdings nicht gekannt habe. Tempelfeld selbst war über die husitischen Vorkommnisse gut unterrichtet, und es ist natürlich, daß er dieselben vom Standpunkte des eifrigen Katholiken und guten Schlesiens behandelt. Mit Eugens IV. Zeit gewinnen Tempelfelds Nachrichten die erhöhte Autorität der Zeugenschaft eines Zeitgenossen. Was über die Vorgänge bei dem plötzlichen Tode des jungen Königs Ladislaus berichtet wird, zeigt neuerdings, daß die Vergiftungsfrage durch das „Zeugenverhör“ Palackys keineswegs abgethan ist. Die gravierenden Aussagen des schlesischen Belastungszeugen müssen von den Apologeten Georgs nicht bloß als Ausbrüche eines unlängbar haßerfüllten Feindes genommen werden. Sie gewinnen an Bedeutung, wenn man sie im Zusammenhange mit der Erzählung Tempelfelds über die Wahl Georgs betrachtet. In den letzten 14 Assertionen, wie der Verfasser die Abschnitte seines Buches nennt, wird der Nachweis versucht, daß diese Wahl als eine vollständig ungiltige anzusehen ist. Die aus dem Kirchen- und Staatsrecht entlehnten Gründe sind nicht neu. Bemerkenswerth bleibt die Mittheilung von dem Terrorismus der bewaffneten Volksmenge, unter welchem der Wahlact vollzogen wurde. — Tritt nun auch überall die Tendenz bei der Arbeit Tempelfelds zu Tage, so ist dieselbe doch von historischen Werth u. zwar, wie Loserth richtig bemerkt „als eine ausführliche mit den nothwendigen Beweismaterialien versehene Denkschrift, welche bestimmt ist, das Verhalten Breslaus und des größeren Theils von Schlesien, sowohl durch Gründe rechtlicher Natur, als auch durch Erläuterungen historischen Inhalts zu rechtfertigen und zu vertheidigen.“

Des Herausgebers Verdienst erhöht sich durch den in der vortrefflich geschriebenen Einleitung erbrachten scharfsinnigen Beweis der Autorschaft Tempelfelds, durch die mit Hilfe Grünhagens ermöglichten biographischen Nachrichten über denselben und durch die schon angedeutete Auseinanderlegung der Abhängigkeit des Cochläus von dem mit Recht nur auszugeweise nach dem Breslauer Universitätsbibliothekscodex publicirten Traktate.

L. S.



**Halle'sche Abhandlungen:** 1. Dr. Max Grünbaum. Ueber die Publicistik des dreißigjährigen Krieges von 1626—1629. (S. 126).

2. Dr. Heinr. Siggrath. Die Publicistik des Prager Friedens (1635). (S. 135).

Beide Schriften bilden, diese das IX., jene das X. Heft der „Halle'schen Abhandlungen zur neueren Geschichte.“ Wenn wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieselben lenken, so geschieht es, weil in den von ihnen besprochenen Broschüren wiederholt auch der böhmischen Angelegenheiten gedacht wird.

Die erstangeführte Schrift spricht in der kurz gefaßten Einleitung über die seit Beginn des 16. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Literatur eintretende neue Erscheinung, die Publicistik, welche dem Mittelalter fast gänzlich unbekannt war; ist sie doch auf eine rasche und ausgedehnte Verbreitung angewiesen, die erst durch die Buchdruckerkunst ermöglicht wurde, überdies hat die reformatorische Bewegung selbst die untersten Volksschichten tief aufgeregt und den publicistischen Arbeiten einen fruchtbaren Boden geschaffen. Als dann die politisch-religiösen Gegensätze im 17. Jahrhunderte auf einander stießen, schwoll die publicistische Literatur zu unermeßlicher Fülle an. Ihren Höhepunkt erreichte sie gleich in dem böhmischen Krieg, später bot das Eingreifen Gustav Adolfs der Tagesliteratur den reichsten Stoff, geringer ist dagegen die Zahl der Flugschriften in der Zwischenzeit, in der Epoche des niederländisch-dänischen Krieges, doch sind die in diesem Zeitraume fallenden Broschüren inhaltlich von hoher Wichtigkeit. Ich will nur noch bemerken, daß die Flugschriften der protestantischen Partei, die der kaiserlichen sowol an Anzahl als ganz besonders an Wert ganz bedeutend überragen, und daß diese Literatur für den Historiker dadurch vornämlich so wertvoll ist, weil sie zeigt, wie die Zeitgenossen über die Ereignisse dachten, die sich vor ihren Augen abspielten.

Grünbaum teilt seinen reichen Stoff in drei Kapitel, von denen das erste die Flugschriften behandelt, welche den niederländisch-dänischen Krieg betreffen. In diesem Zeitraume des großen Krieges wird der Sache des Pfälzers als einer verlorenen, kaum vorübergehend gedacht, etwas mehr beschäftigt sich die öffentliche Meinung noch mit dem Schicksale der Böhmen. Das Hauptinteresse der Publicisten richtet sich auf Christian IV., für die evangelischen Publicisten erst, seitdem die Pläne der Habsburger die Unterwerfung der Hansestädte und die Occupation des baltischen Meeres in das Auge faßten, während die auf der katholisch-habsburgischen Seite stehenden gleich bei dem ersten Auftreten des Königs ihn angreifen. Indem ich die nur neubei erwähnten Broschüren mit Stillschweigen übergehe, bemerke ich, daß die vom Verfasser eingehender beleuchtete erste Flugschrift die kaiserliche Politik vertritt; hierauf folgen fünf Publikationen, welche die damalige Lage speciell mit Rücksicht auf die kursächsische Politik betrachten, von denen drei in einem Sachsen freundlichen, zwei in einem ihm feindlichen Sinne gehalten sind. Sodann vertritt eine Flugschrift das vorübergehende kaiserliche, auf die Entthronung Christians IV. gerichtete Project. Die Opportunitätspolitik eines Theils der Evangelischen mit Sachsen an der Spitze, das sein Heil in der Neutralität suchte, findet in dem „Aller Neutralisten Spiegel“ seine Beurteilung. In nicht geringem Maße wurde die Uneinigkeit der evangelischen Partei durch die unaufhörlichen religiösen Streitigkeiten befördert, es sind vier dieser Richtung angehörende Broschüren angeführt, von welchen eine von der kaiserlichen Partei ausging, der dieser Lauf selbstverständlich willkommen sein mußte. Der „zweysache Soldatenspiegel“ schließt die Besprechung der dem ersten Kapitel angehörigen Broschüren. — Das zweite geht jene Flugschriften durch, welche die habsburgische Universalmonarchie betreffen. Die Furcht vor derselben lebte in Folge des glücklichen Fortganges der kaiserlichen Waffen wieder auf, und zu ihr gesellte sich die Angst der Evangelischen, daß es auf die Vernichtung ihrer Religion abgesehen sei, welche von den Publicisten der kaiserlichen Partei, die von einem Religionskrieg nichts wissen wollten, nicht beschwichtigt wurde. Vornämlich sind es zwei Broschüren, die Grünbaum bespricht und zwar erstlich den „politischen Discurs“ von 1627, welcher die Anschauungen der protestantischen Partei ausführlich darlegt, sodann die „Magna horologii campana“ von 1629, welche zu den bedeutendsten publicistischen Erscheinungen ihrer Zeit zählt und deren Verfasser die Universalmonarchi-



als das Ziel der gemeinsamen Bestrebungen des Kaisers und des Königs von Spanien hinstellt. Diesen Dominatus absolutus mit specieller Berücksichtigung der niederländischen Provinzen behandeln auch der „spanische Wolfsmagen“ und der „spanische Angel-Gaten.“ — Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit den Flugschriften, welche das habesburgische Offsee-project und die Unterwerfung Deutschlands betreffen. Die Besiegung Christians IV. von Dänemark machte den Kaiser zum Herrn von Norddeutschland, jetzt scheinen die den gesammten Norden Europas mit Entsetzen erfüllenden Pläne eines österreichisch-spanischen Dominium maris baltici bevorzustehen. Da erschien mitten in der furchtbaren Aufregung das von antikaiserlicher Seite verfaßte und in die Bevölkerung geschleuderte „Schreiben des kaiserlichen Reichvaters Lämmermann,“ das das ganze Getriebe der habesburgischen Politik, ihre auf die Unterwerfung der Hansestädte, Dänemarks und Schwedens gerichteten Pläne aufdeckte. Die Städte aus ihrer Sorglosigkeit aufzurütteln stellt sich „der Hansische Wecker“ und der „Nachklang des Hänfischen Weckers“ zum Ziel. Schließlich bespricht Grünbaum noch den „Vermumbten Spanischen Dank,“ der die den Habsburgern imputirten Pläne gegen die Schweiz erörtert, endlich: „Willst du den Kaiser sehen? So siehe hinten in diesen Brieff.“

Eine noch größere Fülle von Broschüren findet man bei Hitzigrath, die fast insgesammt den Prager Frieden zum Gegenstand haben. Schon der Frankfurter Convent, wo Drenstern den Abschluß eines Bündnisses zwischen den evangelischen Ständen und Schweden beabsichtigte, und der durch die Schlacht bei Mordlingen ein jähes Ende fand, förderte etliche Flugschriften zu Tage. Die in Leitmeritz begonnenen und in Pirna fortgesetzten Unterhandlungen Kursachsens mit dem Kaiser lenkten die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf sich, die Kalendermacher stellten das Horoskop, das dem Frieden zumeist günstig lautete, und die Publicistik äußerte sich für und wider jene Unterhandlungen, die am 24. November unterzeichnet wurden. Die Mordlinger Schlacht hat diese Präliminarien des Prager Friedens sehr zu Ungunsten der Evangelischen umgestaltet, und wenn schon der Vertrag zu Pirna sich einer geringen Gunst erfreute, so war dies noch weniger der Fall bezüglich des Prager Friedens. Er wurde von der Actionspartei scharf angegriffen, von Sachsen matt verteidigt. Die Zahl der über diesen Gegenstand veröffentlichten Broschüren ist, wie gesagt, eine große, sie werden von Hitzigrath der Reihe nach durchgegangen und der Standpunkt jeder einzeln von ihm gekennzeichnet. Am eingehendsten beschäftigt er sich mit der „Vindiciae secundum libertatem Germaniae contra pacificationem Pragensem“, in der „Dissertatio de ratione status in Imperio“, die Autorschaft beider schreibt er dem im schwedischen Dienste stehenden Chemnitz zu. Auch die französische Staatspublicistik, deren Seele der Kapuziner Josef war, bemächtigte sich dieses Stoffes, selbstverständlich in einem dem Prager Frieden abträglichen Sinne.

Beide Monographien behandeln ihren Gegenstand eingehend, lassen es bei der Besprechung der einzelnen Flugschriften an der nöthigen Kritik nicht fehlen, und sind vornämlich von jenen nicht zu übergehen, die sich mit der Geschichte des langen Krieges befassen. φ.

### Martin Hattala a Adolf Patera: Zbytky rýmovaných Alexandreid staročeských.

Díl I. Texty a transkripcce. V Praze. Nákladem knihkupectví Fr. Rívnače. 1881.

### (Die Ueberbleibsel der gereimten altczechischen Alexanderlieder. Texte und Transcription.)

Der bekannte ordentliche Professor der slavischen Philologie an der Prager Universität M. Hattala, hat die vorliegende Ausgabe der gereimten Ueberbleibsel der altczechischen metrischen Bearbeitungen der Alexandersage bereits vor fast zehn Jahren angekündigt, allein das Erscheinen des Werkes wurde durch Gründe verschiedener Art verzögert; der schwerwiegendste liegt in dem Umstande, daß die Herausgeber das Budweiser Bruchstück, welches im dortigen Archive verlegt war, erst im vorigen Jahre einsehen konnten. Durch diese äußerst sorgfältige Ausgabe, die auch hinsichtlich der splendiden äußeren Ausstattung fast nichts zu wünschen übrig läßt, ist ein bedeutender Beitrag zur Aufhellung der älteren czechischen Literatur geliefert worden, denn der



von Hanka (Starobylá skládanie II., 1818. S. 151—264) veranstaltete Abdruck der St. Veiter Handschrift ist so mangelhaft, unwissenschaftlich und dilettantenmäßig, daß derselbe keinen Anspruch auf ernste Beachtung machen kann; die Herausgeber des „Výbor z literatury české, Díl I. 1845“ haben einerseits nur wenige der zahlreichen Fehler der Ausgabe Hanka's verbessert, andererseits jedoch ganz mißglückte Conjecturen im Texte angebracht.

Zu diesen werthlosen Arbeiten bildet die neue Ausgabe von Hattala und Patera einen sehr wohlthuenden Gegensatz. Hinsichtlich der Abfassungszeit betrachtet Hattala als das älteste Bruchstück das Budweiser Fragment des böhmischen Museums, 346 Verse enthaltend, „etwa aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts“; etwas jünger, jedoch noch in dasselbe Jahrhundert gehörig, ist die Handschrift von Neuhaus (493 Verse); das Budweiser Fragment (342 V.), das des böhmischen Museums (124 V.) und das Bruchstück Schafarík's (118 V.) versetzt er in die erste, das St. Veiter Fragment (2640 V.) in die zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Den poetischen Werth dieser Bruchstücke hat Hattala nach Servinus: Gesch. d. deutsch. Dichtung I. 321 f. ziemlich gering angeschlagen, wie denn überhaupt fast alle Bearbeitungen der Alexandersage, mit Ausnahme des Gedichtes vom Pfaffen Lamprecht und des im Jahre 1352 verfaßten, fast unbekanntes Alexandersonges von Seifried sich über das Niveau der Mittelmäßigkeit nicht erheben. Als Quelle der českischen Bearbeitung gibt auch Hattala S. XI. die etwa 1180 gedichtete lateinische Alexandreis des Philippus Gualtherus ab Insulis, dictus de Castellione (Gautier de Lille) an (ed. F. A. W. Müldener, Lips. 1863), welche der českische Dichter frei benützt habe, eine Ansicht, die zuerst Nebeský im Časop. česk. mus. 1847, II. S. 1 ff. u. 138 ff. aufstellte, wobei er in dieser langathmigen Abhandlung den Versuch machte, den Einfluß der deutschen Bearbeitung desselben Stoffes durch Ulrich von Eschenbach auf das českische Gedicht als nicht vorhanden abzuweisen. Allein Ref. muß gestehen, daß ihn die weitläufigen Auseinandersetzungen Nebeský's durchaus nicht zu überzeugen vermochten, im Gegentheile ist der deutsche Einfluß auf das českische Gedicht nicht zu verkennen. Hattala läßt zwar die Ansicht Nebeský's unerörtert, und begnügt sich S. XI. mit der Bemerkung, daß die českischen Bearbeitungen der Alexandreis mit der vorgenannten lateinischen die meiste Ähnlichkeit besitzen, S. XIX. f. führt er jedoch mehrere Belege für die in den Bruchstücken der českischen Gedichte vorfindlichen handgreiflichen Germanismen an, woraus erhellt, daß die českischen Bearbeiter der Alexandreis entweder deutsche Bearbeitungen derselben Sage als Hilfsquellen benützten, oder aber, daß der deutsche Einfluß auf die českische Sprache schon damals ein mächtiger gewesen sein muß, und S. XXI. stellt Hattala zuerst es als sehr wahrscheinlich dar, daß der Schreiber der St. Veiter Handschrift geradezu ein allerdings der českischen Sprache mächtiger Deutscher war.

Die feinpunctirten polemischen Bemerkungen, welche Prof. Hattala in die Einleitung verflochten hat, sind in mehrfacher Hinsicht beachtenswerth und wohl geeignet, die „Wissenschaftlichkeit“ und „Gründlichkeit“, überhaupt die „Verdienste“ so manches jüngeren Heroen auf dem Gebiete der českischen Sprachforschung in das rechte Licht zu setzen; namentlich kommt der außerordentl. Professor der slav. Philologie an der Prager Universtität, Dr. Gebauer, hiebei sehr schlecht weg. Zwar wird weder Gebauer, noch weniger seine Werke genannt, allein — ex ungue „leonem“ . . . Da sind nun mitunter recht erbauliche Dinge zu lesen, aus welchen Ref. Folgendes herausheben will. S. XXI. erbringt Hattala u. A. auf Grund der von Gebauer in seinem Hláskosloví jazyka českého. 1877. §§. 18 und 47 aufgestellten Behauptungen den Nachweis, daß Gebauer nicht einmal den Accent vom Gewichte der Vocale zu unterscheiden vermöge! Und auf die in den genannten §§. feierlich verkündeten widersinnigen auctoritativen Lehrsätze des Stimmführers der Excellenz Sireček'schen Philologenschule basirte dann im vorigen Jahre Kotsmich („Příspěvek k rytmice staročeské“ im Progr. des Dmücker slav. Gymn. 1879, S. 12) die kühne Behauptung, daß sich die českische Wortbetonung im Verlaufe von über 500 Jahren nicht geändert habe! S. XXIII. beweist Hattala, daß das im böhmischen Museum aufbewahrte Passional noch jünger sei, als die St. Veiter Handschrift des Alexandersonges, allein trotzdem schon die Herausgeber des Výbor



z. lit. č. als Abfassungszeit desselben das XIV. Jahrhundert angaben, hat Gebauer (Ueber die weichen e-Silben im Mähöhmischen. Sitzgsber. der kais. Acad. d. Wiss. in Wien. Phtl.-hist. Klasse. LXXXIX. Bd. S. 317; Separatabdruck Wien 1878, S. 5) es nicht für nothwendig gehalten, die Ansicht derselben auch nur zu erwähnen, sondern er versetzt aus übelangedrachter Pietät und um der monströsen altczechischen Orthographie Jireček's auf die Füße zu helfen, einige Theile desselben ganz willkürlich sogar in das XIII. Jahrhundert.

Geradezu köstlich aber ist, was Prof. Hattala S. XXIV. erzählt: der Verfasser der Oct. Weiter Handschrift des czechischen Alexanderliedes erwähnt nämlich im Eingange seines Gedichtes jenes Weisen, der da sagt: „Drei Dinge sind für mich schwer (zu erkennen) und das vierte kenne ich gar nicht: Die Wege eines Adlers am Himmel, einer Schlange auf einem Felsen, eines Schiffes inmitten des Meeres und eines Mannes in Jugendjahren (weun er nämlich den Mädchen nachgeht).“ Nebstih hat in dem obenangeführten, vor 33 Jahren erschienenen Artikel bereits constatirt, daß diese Stelle den Sprüchen Salomons, Kap. 30, Vers 18 und 19 entnommen sei; und doch behauptet Gebauer („Nová rada. Báseň pana Smila Flašky z Pardubic.“ I. Bd. der „Památky staré literatury české.“ Prag 1876. S. 12. Anm.) frischweg, die betreffende Stelle rühre von Aristoteles her!! Sapienti sat. K. W. Titz.

**Ignaz Tittel:** Statistik und Beamten-Schematismus des Großgrundbesitzes im Königreiche Böhmen. Prag 1881. J. G. Calve.

Der Mangel eines verlässlichen und vollständigen Nachschlagebuches über den gegenwärtigen Stand des Großgrundbesitzes und dessen Beamtenkörper hat sich in den betreffenden sowie auch in weiteren Kreisen schon längere Zeit fühlbar gemacht. Zwar hat die neuere Literatur auf diesem Gebiete Werke, so von Prof. Jonak, Director Fechl u. a. aufzuweisen; aber diese behandeln den Stoff von anderen Gesichtspuncten und verfolgen andere Ziele als die eines practischen Handbuches. Auch an solchen fehlt es nicht; so nennen wir nur Palacký's Ortslexikon „Popis království Českého“ aus dem Jahre 1848, und Wochdalek's „Schematismus vom Jahre 1870“; aber diese Nachschlagebücher sind, wie das Jahr ihres Erscheinens deutlich genug erkennen läßt, heute bereits veraltet und für den in gedachter Richtung sich Interessirenden geradezu unbrauchbar geworden, da, wie leicht begreiflich, seit ihrer Edition im Besitz und Beamtenstatus des Großgrundbesitzes in Böhmen nicht unwesentliche Veränderungen und Bewegungen sich vollzogen haben. Daher verdient der soeben im Buchhandel erschienene Schematismus Tittel's volle Anerkennung. Derselbe hat das einschlägige, äußerst umfangreiche Material, welches zugestandenermaßen nicht selten nur mit Mühe beigebracht werden konnte, mit unendlichem Fleiße und großer Sorgfalt zusammengetragen und geordnet in einer Weise, die Jedem, der in dem statlichen Buche Umschau zu halten oder Anfragen zu stellen bemüht ist, rasche Orientirung und Auskunft ermöglicht. Dasselbe bringt einen summarischen Nachweis des gegenwärtig 1867 Besitzstände mit eigener Eulage zählenden, aber nur 971 selbstständig bewirthschaftete Gutskörper bildenden Großgrundbesitzes in Böhmen mit genauer Angabe ihrer Benützungsart nach Hektaren; ferner minutiös ausgearbeitete Verzeichnisse des Fideicommiß- und Allodial-, des Staats-, Landes- und Gemeinde-Besitzes, des Kirchen- und Stiftungs-Besitzes, sowie sämtlicher Zuckersabrits-Wirthschaften und Zuckersabriken. Hierbei wird auf Terrain, Boden, klimatische und Witterungs-Verhältnisse, Industrialien, Production, Beamtenstatus aller Kategorien u. s. w. eingehend Rücksicht genommen, und alphabetische Verzeichnisse der Besitzer, des Besitzes, der Beamten, der Pächter und der Industrialien dienen als zuverlässige Wegweiser in Tittel's Schematismus, der einer willkommenen Aufnahme sicher sein kann und sich als practisches Handbuch ohne Zweifel bestens bewähren wird. O. L.

**Moriz Bermann:** Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken. Wien, Pest & Leipzig. A. Hartleben's Verlag 1881.

Es ist eine schöne Gabe, die Bermann in seinem neuesten Buche bietet, das, als Liefersungswerk begonnen, nunmehr seinen Abschluß gefunden und in schöner Ausstattung gerade recht-



zeitig erschien, da Oesterreichs Völker aller Orten den hundertjährigen Gedenktage des Regierungsantrittes des populärsten Fürsten, des Kaiser Joseph II., festlich begingen. Es ist eine der bedeutendsten Epochen in der Geschichte unseres großen Vaterlands, deren gewaltige Summe von Ereignissen der Verfasser in folgenden 6 Abtheilungen behandelt: Die ersten Zeitgenossen der Thronerin — Begebenheiten während Maria Theresia's Kindheit — Maria Theresia als Braut und Gattin — Maria Theresiens erste Regierungsjahre — Kaiser Josef Mitregent — Josef II. Alleinherrscher. — Die äußerst reich fließenden Quellen hat der Verfasser fleißig und seinem Zweck entsprechend zu Rathe gezogen; er hat sich nämlich nicht die Aufgabe gestellt, eine streng wissenschaftliche Geschichte zu liefern, er war vielmehr bemüht, in farbenreichster und dennoch genau historischer Schilderung ein treues Bild jener Zeit, in welcher Maria Theresia und ihr großer Sohn Josef II. gelebt und gewirkt haben, ihrer Großthaten, ihrer geistvollen Aussprüche und Handlungen, der hohen Güte und Liebenswürdigkeit gegen Hoch und Nieder, des herzlichen Familienlebens u. s. w. zu liefern. Hierbei werden interessante Anekdoten der damaligen Zeiten und über einzelne der auftretenden berühmten Persönlichkeiten, dieselben verherrlichend oder verurtheilend, dem durch klare, schöne Schreibweise sich auszeichnenden Text eingewoben, kultur- und kunstgeschichtliche Momente gebührend betont und faßlich dargelegt, kurz Vermann hat gehalten, was er in der Einleitung seines an 1000 Seiten starken Werkes in Aussicht stellt: er hat ein ebenso interessantes als belehrendes geschichtliches Unterhaltungsbuch, ein Familienbuch im besten Sinnes des Wortes geschaffen, in welchem das Auge befriedigt bei den zahlreichen künstlerisch ausgeführten Illustrationen verweilt, welche bedeutame historische Scenen, Portraits und Ansichten darstellen.

O. L.

**Deutscher Volkskalender für 1881.** Herausgegeben vom „Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.“ Redigirt von Julius Lippert. XI. Jahrgang.

Seit der Gründung des „Deutschen Volkskalenders“ besorgt Lippert die Redaction desselben, und wenn das Buch heute ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes geworden ist, das als lieber alter Freund in allen Kreisen der deutsch-böhmischen Bevölkerung auf das Beste willkommen geheißen wird, ja seinen Weg weit hinaus über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes gefunden hat, so muß man diesen Erfolg zum guten Theil billig dem Redacteur als Verdienst gutschreiben. Auch der XI. Jahrgang, der uns vorliegt, zeichnet sich durch zweckmäßige Anordnung und reichhaltigen, gediegenen Inhalt aus. Derselbe bringt als Titelbild das Portrait Anton R. v. Schmerling's mit einer Biographie und Charakterfizze des um Oesterrreich und seine Deutschen hochverdienten Staatsmannes. Den astronomischen Theil besorgte wie früher die Direction der k. k. Sternwarte in Prag; was sonst zum eigentlichen Kalender gehört, als: Genealogie unseres Kaiserhauses, Kalenar, Tarife etc. ist sorgfältig geordnet. Des Belehrenden und Unterhaltenden wird sehr viel geboten. Der Artikel „Aus dem Wunderschatze der Heimat“ lenkt die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Schönheiten des böhmischen Mittel- und Erzgebirges; die „Wintergesellschaft“ beschäftigt sich mit dem Vogelleben, und „Winterlaunen“ behandeln interessante Partien auf dem Gebiete der Physik; J. Lippert erzählt in fesselnder Darstellung „Etwas über die Tempel verschiedener Völker“ und Reinhold Schmidt in Cöfeln macht mit der „Rechtläufigkeit der Planeten“ und der „Datumsgrenze“ bekannt; Prof. J. Holzamer bringt einen Vorschlag zur „Versorgung für geistig Zurückgebliebene“ u. s. w. Nicht minder reichhaltig sind die Abschnitte „Landwirthschaftliches“ und „Allerlei.“ Den unterhaltenden Theil anlangend läßt sich an den daselbst gebrachten Erzählungen die Originalität der Erfindung sowie die frische Form nur rühmend hervorheben; doch möchten wir den bescheidenen Zweifel aussprechen, ob gerade der Leserkreis, für welchen der Kalender berechnet ist, aus denselben das beabsichtigt poetische Wolgefallen herausfühlen wird.

O. L.



**H. von Zwiédinef-Südenhorst** „Venetianische Gesandtschaftsberichte über die böhmische Rebellion (1618—1620)“, mit besonderer Rücksicht auf die Stellung der deutschen Länder zu derselben. Graz, Bucher und Lubensky, 1880. S. 70.

Für die neuere Zeit bilden bekanntlich die Berichte der venetianischen Gesandten eine hervorragende Geschichtsquelle, denn die Diplomatie Venedigs war am meisten geschult und ausgebildet, und wo es galt, die Interessen der Republik zu vertreten, befanden sich deren geschäftskundige Agenten. Von ihnen wurden regelmäßige Berichte, wenn es aber die Nothwendigkeit erheischte, auch durch außerordentliche Couriere Depeschen abgesandt, welche an den Dogen gerichtet im Collegium für geheime politische Angelegenheiten zur Verlesung gebracht wurden. Der Inhalt dieser Schriftstücke ist streng wahrheitsgetreu, sachgemäß und leidenschaftslos; „denn den practischen Politikern von San Marco war es nicht um Schmeicheleien und angenehme Täuschungen, sondern darum zu thun, über die thatsächlichen Verhältnisse auf das Genaueste unterrichtet zu sein.“ — Der Verfasser der vorliegenden Schrift war so glücklich, im Haus-, Hof- und Staatsarchive in Wien ein Fascikel solcher Acten aufzufinden. Es enthält Berichte des Gesandten Forzi Giustiniani, der bis Ende Feber 1619 am Hofe zu Wien verblieb, und sich während seiner öfteren Erkrankung durch den gewandten Sekretär M. Ant. Padavin vertreten ließ. Nach Giustinianis Abreise übernahm Sekretär Valerio Antelmi bis zur Ankunft des neuen Gesandten Pietro Gritti die Leitung der Geschäfte. Die amtlichen Schreiben der Genannten haben sich bis auf die empfindliche Lücke (August 1620 bis Februar 1621) — also die Zeit unmittelbar vor und nach der Schlacht am weißen Berge — vollständig erhalten. — Auf diesen Materialien fußt die Abhandlung, die eine wesentliche Vervollständigung der bekannten Quellen dieser Zeit bildet. Von dem richtigen Grundsätze geleitet, daß der Werth einer wissenschaftlichen Studie von dem Inhalte, nicht aber der Seitenzahl des Buches abhängt, begnügt sich der Verfasser, eine kurze Einleitung zu geben und in der Besprechung der Actenstücke nur die wichtigen Stellen derselben abzudrucken; nur wenige folgen ungeändert als „Beilagen“ (S. 52 ff.) In jedem Punkte zeigt sich Zwiédinef-Südenhorst als geschulter Fachmann, der das handschriftliche Materiale, wie auch die gedruckte Literatur zu beherrschen versteht. Er schreibt mit Klarheit und Ueberzeugung, hält sich bei jeder Erörterung ganz objektiv und hat den Gegenstand in so anziehender Weise verarbeitet, daß dadurch das Interesse selbst eines weiteren Leserkreises wachgerufen wird. dr. h.

**Sickmann, A. B.** „Karte der confessionellen Verhältnisse des Königreiches Böhmen.“

Sickmann ist als gewandter Kartograph schon durch seine früheren Publicationen, die in verschiedenen Fachzeitschriften und anderen Journalen besprochen wurden, bestens empfohlen, so daß es füglich unterlassen werden kann, hier nochmals auf seine Verdienste zu verweisen. Er hat sich bekanntlich die Aufgabe gestellt, eine „graphische Statistik von Böhmen“ zu liefern, die in einer Folge selbständiger Karten erscheint, deren vorliegende, sechste Nummer die confessionellen Verhältnisse Böhmens zu veranschaulichen hat. Zu diesem Behufe wendet er die Linienmanier an, wobei die Stärke und Lage der einzelnen Linien den Procentsatz der katholischen Bevölkerung ausdrückt. Die Wahl eines lichten, röthlich-gelben Grundtons ist für die Karte von großem Vortheil, indem dadurch eine leichte Uebersichtlichkeit erzeugt wird, ohne daß die hydrographischen oder topographischen Momente auch nur im geringsten in den Hintergrund treten. Die Drogographie des Landes, die für die religiösen Verhältnisse Böhmens von ganz untergeordneter Haltung ist, konnte demnach ohne alle Bedenken unberücksichtigt bleiben. Ein flüchtiger Blick auf die Karte genügt, um uns ein allgemeines Bild über die confessionellen Verhältnisse Böhmens zu verschaffen. Nur in der Niklasberger Pfarre, die im Elstergebiete gelegen ist, herrscht der Protestantismus mit 90% vor; sonst überwiegt das katholische Bekenntniß überall und sinkt nicht unter 69% herab. Am schwächsten ist der Protestantismus in den deutsch-böhmischen Gegenden und im südlichen Böhmen, wo sich 98—100% Katholiken vorfinden. Am meisten Protestanten finden sich in den slavischen Gegenden, namentlich dem Elbthale von Pardubitz bis Theresienstadt,



wo stellenweise, wie z. B. in der Gegend von Podiebrad nur 70% Katholiken vorkommt. Juden finden sich allwärts im Lande, am stärksten in der Umgebung von Prag, sowie in den Flußgebieten der Botawa, Mies und Eger. — Ebenso leicht kann man sich über die kirchlich-Verwaltung des Landes orientiren, da die Diöcesen- und Vicariatsgrenzen angegeben sind und durch die stereotypen Bezeichnungen die bischöflichen Sitze, Abteien, Klöster, Vicariatssitze und Pfarreien hervortreten. Desgleichen sind durch besondere Zeichen die israelitischen Cultusgemeinden, die Orte mit protestantischer Bevölkerung Augsburgischer Confession (meist in deutschen Gegenden) und jene mit protestantischer Bevölkerung Helvetischer Confession (meist in slavischen Gegenden) gekennzeichnet. In dieser Weise entspricht die Karte den Anforderungen, welche man stellen kann. Sie ist ein wichtiges und vorzügliches Anschauungsmittel, um die sonst trockenen, statistischen Daten leicht dem Gedächtnisse einzuprägen und erreicht ihren Zweck vollständig, indem man sich mit ihrer Hilfe ein wahrheitsgetreues, klares Bild über die confessionellen Verhältnisse Böhmens in spielend leichter Weise verschaffen kann. dr. h.

**Adolf Promer:** Des großen Kaiser Josefs II. Leben und Wirken. Aus Anlaß der hundertjährigen Gedächtnisfeier seines Regierungsantrittes dem Volke geschildert.

Die vorliegende Schrift ist als Nr. 61 der „Sammlung gemeinnütziger Vorträge“, herausgegeben vom „Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag“ erschienen und gehört unstreitig zu den gediegensten populären Publicationen, welche anlässlich der Säcularfeier der Thronbesteigung Josefs II. im Druck erschienen. Liebevolle und dabei leidenschaftslose Behandlung des Stoffes, präcise und gemeinverständliche Darstellung in gedrängter, aber gehaltvoller Kürze müssen dem Verfasser besonders nachgerühmt werden, der in seiner Schrift unserem deutschen Volke ein lebensvolles Bild seines Lieblings am Throne, von der Wiege bis in den Sarg, entrollt. In richtiger Würdigung des großen Leserkreises, den sich der „Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“ durch seine zumeist gediegenen Publicationen geschaffen, wird die reformatorische Thätigkeit Josefs im Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung, der Kirche und Schule, des Heereswesens u. s. w. registirt und in faßlicher Form erklärt; das Patent vom 1. November 1781, betreffend die Aufhebung der Leibeigenschaft, wird dem Wortlaute, das Toleranzedikt dem Inhalte nach angeführt und erklärt. Sehr warm und gerade in dieser Schrift am rechten Orte, wird Josef vom Verfasser gegen den Vorwurf, er sei ein Feind der Religion und des Glaubens gewesen, durch den Nachweis der Verwendung des Vermögens der aufgehobenen Klöster und der Vermehrung der Seelsorger von 3578 auf 4467 u. A. in Schutz genommen. Markante Züge und Episoden aus dem Leben Josefs, wie z. B. sein Besuch am Brünner Spielberg und dessen Casematten; der 19. August 1769, an welchem Tage er in der Nähe des Dorfes Slawikowitz in Mähren den Pflug führte; seine Anwesenheit in Böhmen während der Hungersnoth i. J. 1770/71 u. s. w. streut der Verfasser ab und zu ein und bietet im Ganzen ein erschöpfendes und abgerundetes Portrait des populärsten Fürsten, gegen dessen selbsterwählte Grabchrift: „Hier ruht ein Fürst, der mit den besten Absichten keinen seiner Pläne durchsetzen konnte,“ die dankbaren Epigonen, durch die in allen Gauen Oesterreichs festlich begangene Jubiläumsfeier energisch protestirten. O. L.

### Vom Büchertische der schönen Literatur.

**Ludwig August Frankl:** Gesammelte poetische Werke. 3 Bände. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben's Verlag. 1880.

Zu dem siebzigsten Geburtstage, den Frankl am 3. Feber d. J. feierte, wurden dem greisen Dichter von allen Seiten herzliche Ovationen und Aufmerksamkeiten zu Theil, die er nicht schöner beantworten konnte, als daß er der großen Schar seiner Verehrer seine gesammelten poetischen Werke als Gegengabe bot. Frankl gehört bereits der Literaturgeschichte an, und diese hat über den Freund und Mitstreubenden Anastasius Grün's und Nikolaus Lenau's, der in der poetisch unendlich fruchtbaren Epoche des „Vormärzes“ sehr thätig war, der sich schon 1832



durch sein „Habsburgslied“, „Colombo“ etc., dann als Redakteur des „Oesterreichischen Morgenblattes“, später (1842) der „Sonntagsblätter“, sowie durch sein 1846 erschienenes Epos „Don Juan de Austria“ einen Namen gemacht, bereits ein geklärtes, feststehendes Urtheil vom Standpunkte der objectiven Kritik gefällt, auf das Referent verweist und sich begnügt, an dieser Stelle die Werke des freisinnigen Sängers, des hochherzigen, im Dienste der leidenden Menschheit noch immer unablässig thätigen Mannes seinen Landesleuten warm zu empfehlen. Der erste Band enthält Frankl's lyrische Gedichte, von denen viele aus Anthologien bekannt und geläufig geworden sind. Von besonderem Interesse ist darin „die Universität“, das als erstes censurfreies Blatt im März 1848 in Oesterreich gedruckt wurde. Band 2 und 3 enthält die kleineren und größeren epischen Sachen, auf welchem Gebiete Frankl bekanntlich Wertvolles geleistet, der mit Vorliebe seine Stoffe aus der jüdischen und orientalischen Welt schöpft und formell meisterhaft behandelt, wie dieß bei dem Cycclus „Salomo“, „Rachel“ etc. der Fall ist. Die Serbischen Nationallieder, „Gusle“ betitelt, bilden den Schluß des schön ausgestatteten Werkes, das den Namen des vaterländischen Dichters, der, wie wir zugestehen müssen, seit dem Erscheinen seiner „Tragischen Könige“ bei dem großen Publicum in unverdiente Vergessenheit gerathen zu sein schien, wieder auffrischen wird.

**Adolf Hlawatsch:** Aus Böhmens Vergangenheit und Gegenwart. Geschichte und Sage. Prag, Adolf Hnyek 1880.

Der Herausgeber vorliegender Anthologie fordert mit derselben zu besonderem Dank nicht heraus; die Periode poetischen Schaffens, in welcher der Patriotismus unsere vaterländische Dichter zu Hymnen an Žižka, Čech, Wlasta etc. begeisterte, ist vorbei, und uns in der Gegenwart Lebende muthet gleich der Anfang des ersten Gedichtes, der lautet:

O, lasset uns den Trinkspruch bringen,

Bei dem den Čechen Busen schwillt . . .

wie man wol zugeben wird, mindestens eigenthümlich an. So verdienstlich auch ein Unternehmen sein mag, aus älteren Zeitschriften weniger zugängliche oder weniger bekannte poetische Producte zu sammeln, wenn sie gerechten Anspruch auf dauernden Wert haben oder einer augenblicklichen Stimmung, der Strömung der Zeit, entsprechen: das Bedürfnis der Collection Hlawatsch's sehen wir nicht ein. Die Tendenz, die der Herausgeber mit seinem Buche verfolgt, hätte er billigermaßen in einigen einleitenden Worten, einer kurzen Vorrede dem Leser gegenüber präcisiren sollen, wenn er es vermeiden will, daß dieser, schon nach obigen Ausführungen und dem ersten Gedichte, mit einigem Misstrauen an die Lecture gehe. Hier die Namen einiger Autoren, deren Producte er, zumal der älteren, aus „Ost und West“, „Erinnerungen“, Hormeyer's „Taschenbuch“, „Zeitschrift des böhm. Museums“ u. zw. vorwiegend aus den Jahrgängen 1847, und aus anderen Werken zusammenträgt: Čelakowský, Jablonský, Swoboda, Duller, Horn, Griesel, Ebert, Schön, Frankl, Hartmann, Meißner, Herloßsohn, Schiefler u. s. f. Auch die Eintheilung in „Geschichtliches“, „Sagen“ und „Kulturgeschichtliches“ ließe sich bemängeln; sie ist nicht zutreffend und verräth keineswegs das geübte Auge eines Fachmannes.

**Dr. Adolph Würfel:** Geschichten und Erzählungen für das Volk und die Jugend. Prag, Carl Bellmann. 1880.

Das vorliegende, sich in schöner Ausstattung präsentirende Buch enthält mit Ausnahme von wenigen Beiträgen fremder Autoren Originalarbeiten des Herausgebers, die von der bedeutenden Befähigung desselben für die einfache, dem Verstande des Volkes und des Kindes entsprechende und seine Phantasie angemessen beschäftigende und anregende Erzählung Zeugnis geben. Auch verrathen die der Prosa eingewebten Gedichte poetische Begabung, und es kann das Buch, besonders als Festgeschenk, wärmstens empfohlen werden.

**Adolf Mendlöm:** Gedichte. Gablonz a. N. 1880. Commissionsverlag von Hermann Kößler.

Es sind freilich nur neunzehn Stück ungelentker, vom Schweißte ungewohnter Arbeit triefender Versschmiederei, welche Mendlöm — wol ein Pseudonym — in einem Hefte von zwei



Bogen dem Leser als „Gedichte“ zu bieten die — Naivität hat; allein diese geringe Zahl wird reichlich aufgewogen durch die Qualität der poetischen Emanationen des „Dichters“, die an Trivialität im Ausdruck, Unbeholfenheit in der Versification, an absolutem Mangel an Gehalt und Form nichts zu wünschen übrig lassen. Referent war lange in Verlegenheit, wie er diese unausgetragenen Zwitterkinder einer verkrüppelten, im Taglohn stehenden Muse behandeln sollte; endlich resolvirte er sich. Er schwang sich mit Todesverachtung auf den keuchenden Pegasus hinter den verbrecherischen Vater erwählter Kinder, der, ohne Steigbügel und statt des Zaumes den Schwanz des Kleppers in der Hand, denselben durch trostlose Einöden und über holprige Wege erbarmungslos heßt. Hier einige Proben aus den „Gedichten“ Mendlöm's! — Gleich das erste Stück „Der Strandräuber“ erzählt von einem Ritter Koll, daß ihm „tausend Todte“ in einen Abgrund zu stürzen, bloß Kinderpiel sei, bis

„Der Ritter Koll und seine Leute

Sind des gefräß'gen Haies Beute“.

Das Tragische dieser Scene fordert den Pinsel eines W. Busch in die Schranken der „Münchener Bilderbogen“. Eine erschütternde, aber zum Glücke das Zwerschell erschütternde Mordgeschichte, die wir für Jahrmärkte mit, durch den Text hinreichend angedeuteten Illustrationen wärmstens recommendiren, ist „Schön Aul“. Von ihrem grausamen Vater berichtet der Dichter:

„Ihr Bitten all' und all' ihr Flehn

Thut wild und trotzig er verschmähn“.

Sie aber treibt es

„. . . vorwärts nach dem End',

So etwas, das man Ahnung nennt“.

In der „Mondscheinsonate“ gelingt es dem Dichter meisterhaft, das Spiel auf einem lungenfüchtigen Spinette, das die Heldin offenbar wegen einiger widerstandsunfähiger Tasten nicht zu Ende zu führen vermag, onomatopoetisch durch holprige Verse wiederzugeben. Seine „Bibelverse“ dürfen im Vergleich zum einfach-schönen Wortlaute der Genesis mit der eigenen Note des Dichters als „arge Freveler“ classificirt werden. — Reime wie „Raum — erschau“, „vernahm — an“, „Töchterlein — heim“, „sit' ich — glücklich“ etc. sind dem „Dichter“ — durchaus geläufig.

Das Beste in dem Büchlein ist, was — Seine dem Autor Mendlöm gestohlen hat; der leider zu frühe eingetretene Tod des Dichters des „Buches der Lieder“ hat ihn der Verantwortung hiarüber glücklich entrichtet. Der Leser möge selbst urtheilen. Mendlöm singt:

„Ich weiß nicht, was soll das bedeuten,

Daß ich so traurig bin,

Die schönen, die wonnigen Zeiten

Die kommen mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist hell und es singen . . .“

Wie Seine singt, weiß jedes Kind. Dieser dichtet ferner in dem schönen, von Mendelssohn ebenso schön componirten Volksliede:

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht . . .“

und Mendlöm beginnt sein „Lied“ St. 32 ad verbum ebenso. Wer ruft bei solchem Diebstahl nicht nach Polizei, nach literarischer Patronille? — Den Dienst der letzteren hat Referent hiemit in der nachsichtigsten Weise versehen und gibt zum Schluß der Erwartung Ausdruck, daß nicht jeder in Deutsch-Böhmen des Schreibens Kundige sich gleich Mendlöm bemüßigt und gedrängt fühlen möge, mit ungereimten Reimereien seine Landsleute zu quälen, selbst wenn solche Attentate nicht mehr als 30 Neukreuzer Schmerzensgeld kosten. Otto Lohr.



## Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

# Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XIX. Jahrg.

IV.

1880/81.

Dr. August Geier, Professor der Rechte zu München: Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafrechts. Leipzig, Fues's Verlag, 1880. S. 911.

Unter den deutschen Strafrechtslehrern der Gegenwart nimmt unser Landsmann, Prof. Dr. Geier in München, anerkannt einen hervorragenden Platz ein. War es bisher überwiegend das s. g. materielle Strafrecht, das den Gegenstand seiner ungemein regen literarischen Thätigkeit bildete, so ist es in neuester Zeit der Strafrecht, den er nach allen wissenschaftlich bedeutsamen Richtungen hin in den Kreis seiner Studien zieht. Als reife Frucht derselben erscheint nun, nachdem eine treffliche Abhandlung über den Beweis im Strafrecht in Holzendorff's Handbuch des deutschen Strafrechts vorangegangen war, das vorliegende erste Lehrbuch des deutschen Strafrechts vom 1. Februar 1877 beruhenden Strafrecht. Dasselbe enthält nicht nur eine erschöpfende, die Literatur des neuen deutschen Strafrechts sowie die mit demselben zusammenhängende deutsche Gesetzgebung allseitig berücksichtigende dogmatische Darstellung des deutschen Strafrechts; sondern es erhebt sich durch die umfassende Heranziehung des rechtsgeschichtlichen und vergleichenden kritischen Materials zu einem Lehrbuche der Wissenschaft des gesammten heutigen Strafrechts. Was insbesondere die zur Vergleichung herangezogenen Rechte der europäischen Culturstaaten anbetrifft, so ist es neben dem französischen und englischen Strafrecht vor Allem der österreichische, den Geier bei seiner Darstellung stets im Auge behält und wir können es uns nicht versagen, die treffenden Worte, durch welche er diese vorzugsweise Berücksichtigung unseres Strafrechts zu begründen sucht, hier anzuführen. „Die neueste Entwicklung des Strafrechts in Oesterreich“, sagt Geier S. 162, „darf um so weniger übergangen werden, als die österreichische Rechtswissenschaft auch seit der Zeit der Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland doch nichts anderes ist, als ein Zweig der deutschen Rechtswissenschaft. Gerade in der Zeit der Führerschaft Oesterreichs in Deutschland, bis herab zum Jahre 1848 lag oft die Gefahr nahe, daß dieser schon theilweise verkümmerte Zweig, auf den manches dem deutschen Geiste Widerstrebende gepfropft worden war, gänzlich ausarte und ver küm m e r e. Seit dem Umschwung von 1848 ist Oesterreichs Wissenschaft als ein gleichberechtigtes Glied in den Organismus der Deutschen eingeordnet und sie hat gerade auf dem Gebiete des Strafrechts eine gesetzgeberische Leistung aufzuweisen, welche weniger in der formellen Fassung, deren Ungleichmäßigkeit verräth, daß sie verschiedener Hände Werk ist, als ihrem Inhalte nach in mancher Hinsicht ihrer jüngeren deutschen Schwester vorgezogen werden muß.“ Mit diesen Worten Geiers schließen wir diese kurze Anzeige und sprechen nur noch den Wunsch aus, es möge das treffliche Lehrbuch unseres Landsmannes nicht nur in Deutschland, sondern auch in seiner alten Heimath Oesterreich recht zahlreiche Verbreitung finden. Dr. R.



**Franz Krones:** Grundriß der österreichischen Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Quellen- und Literaturkunde. I. Abth. Wien 1881.

Der den Lesern der „Beilage zu den Mittheilungen“ bekannte Verfasser hält seinen Referenten gar tüchtig in Athem. Es ist noch gar nicht lang, daß sein fünf starke Bände umfassendes „Handbuch der Geschichte Oesterreichs“ zum Abschluß gebracht wurde, und schon wieder tritt uns Krones mit einem neuen Werke entgegen. Diese Productivität des gelehrten Geschichtsforschers ist eine um so anerkennenswerthere, da sein „Grundriß“ einem längst fühlbaren Bedürfnisse abhilft. Das Buch wird gewiß von Universitätslehrern und Lehramtsandidaten, von Fachmännern an den Mittelschulen und allen Geschichtsbeflissenen und Geschichtskundigen außerhalb der Schule, mit einem Worte, von Allen freudig begrüßt werden, welche sich für ein tieferes, dem gegenwärtigen Stande der Forschung entsprechendes Studium der Geschichte Oesterreichs interessieren.

Das vorliegende VI. und 194 Seiten umfassende Heft, reicht von der Urzeit bis zu den Babenbergern (976) und bis zu Böhmens und Ungarns Reichsbildung bis 1000; die 2. Abth. soll die Zeit bis 1526, die dritte das Staatsleben Oesterreichs bis 1700 und die 4. bis auf die Gegenwart umfassen. Nachdem für jede der drei folgenden Abtheilungen zehn Druckbogen in Aussicht gestellt sind, so wird das Compendium, welches laut Anzeige des Verlegers bis längstens September d. J. vorliegen wird, einen gar stattlichen Band bilden, welcher nach einem „reiflich erwogenen Plan“, der völlig durchsichtig uns vorliegt, bearbeitet werden wird. Bei Durchsicht des vorliegenden 1. Heftes können wir Alten uns nur schwer einer leisen Regung des Neides ent schlagen. Wie ist aber auch der jüngeren Generation das Studium der österr. Geschichte, mit dem „Grundriß“ in der Hand, gar sehr erleichtert! Wir mußten uns den Weg selbst bahnen, stand uns doch kein so verlässlicher Führer zur Seite, denn der alte Poeltz war nicht zu gebrauchen und der von unserem hochverdienten D. Lorenz zeitgemäß umgeformte Poeltz hatte noch lange nicht das Tageslicht erblickt.

Die ersten 96 Seiten des ersten Heftes handeln über die Methodik, die Quellen und die Literaturkunde und zwar über den Begriff, das Wesen und die Behandlung der Geschichte Oesterreichs, über die Epochen derselben, über den Entwicklungsgang der österreichischen Historiographie vor und seit 1526 und über die allgemeine Quellen- und Literaturkunde. Höchst instructiv sind des Verf. Mittheilungen über die Methodik und geradezu unentbehrlich für jeden Studierenden der österreichischen Geschichte ist der von Krones dargelegte Entwicklungsgang der Historiographie. In den dazu gehörigen Anmerkungen wird man ebenso wie in den Gesamtdarstellungen der Geschichte Oesterreichs, den Handbüchern der Provinzialgeschichte u. s. f. kaum ein wichtigeres Werk vermissen und in Bezug der kurzen biographischen Notizen der Autoren wird man sich der Führung des Verfassers ohne Skrupeln hingeben können, kaum daß ein lapsus calami, so z. B. auf S. 65 das Todesjahr A. Heinrichs betreffend, vorkommt. Des Professors Krones Vertrautheit mit der slavischen und vornehmlich mit der ungarischen Sprache kam seinem „Handbuche“ und kommt dem „Grundriß“ außerordentlich zu Statten, sie ermöglicht es ihm die ungarische Historiographie in einer so erschöpfenden Weise zu behandeln, wie dies bislang in einem Compendium der österreichischen Geschichte noch nicht der Fall war.

In dem 1. Haupttheil handelt der Verfasser 1. von der Urzeit bis zu den Anfängen der Römerherrschaft, 2. von der römischen Eroberung und Provinzialisirung unserer Länder, 3. von dem römischen Staatswesen auf österreichischem Boden, 4. von der Völkerwanderung, 5. von der Nachzeit der Völkerwanderung bis auf Karl dem Gr., 6. von den südöstlichen Grenzländern des Karolingerreiches und ihrer Nachbarschaft bis 911, 7. vom bairischen Herzogthum bis 976 und den Anfängen der Babenberger in der Ostmark und 8. Böhmen und Ungarn bis 1000. Stets werden die Quellen und die Literatur eingehend berücksichtigt. Ich überlasse es der Erwägung des geehrten Verfassers, ob nicht vielleicht die Handhabung des Buches eine bequemere würde, wenn die den einzelnen Abschnitten folgenden klein gedruckten Anmerkungen ihren Platz unter dem Texte fänden. Möge übrigens diese geringfügige Aenderung bei einer zweiten Auflage



vorgenommen werden oder nicht, so wird damit die Nützlichkeit und Brauchbarkeit des Buches weder sonderlich gewinnen, noch ihr Abbruch gethan.

**Dr. W. Toischer:** Ueber die Alexandreis Ulrichs von Eschenbach. Wien 1881, (Aus dem Jahrgange 1880 der Sitzungsberichte der phil.-histor. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften [XCVII. Bd. II. Hft.] besonders abgedruckt.)

Der Herr Verf. hat, wie bekannt, bereits im ersten Bande der Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen den Wilhelm von Wenden von Ulrich von Eschenbach herausgegeben. In der vorliegenden Untersuchung haben wir eine Vorarbeit zu der in nicht allzu langer Zeit zu erwartenden Ausgabe auch des zweiten größeren Werkes desselben Dichters, der Alexandreis. Sie beschäftigt sich vorwiegend mit den Quellen des Gedichtes, auf welche Ulrich selbst sich mehrfach beruft.

Seit langem schon ist bekannt, daß Ulrichs Hauptquelle die Alexandreis des Walther von Chatillon (Gualterus de Castellione, auch ab Insulis) war. Dieser ist denn auch wie billig der Vorritt gelassen und ihr allein die ganze erste Hälfte der Untersuchung gewidmet. An der Spitze steht ein orientierendes Capitel über das lateinische Gedicht, dessen Entstehungszeit, den Text, die Quellen und das Verhältnis Walthers zu seinen römischen Vorbildern. Die Entstehungszeit sucht der Verfasser gegen Giesebrecht, der dieselbe auf 1176—1181 bestimmte, um einige Jahre hinauszurücken, so daß es 1170—1175 verfaßt, aber erst nach 1180 veröffentlicht wäre: eine Vermuthung, die einiges für sich hat, die ich aber doch kaum mit einem „so wird man annehmen müssen“, einführen möchte. Auf diese einleitenden Erörterungen folgt die Beantwortung der Frage, in wie weit Walther die Quelle Ulrichs war; es ergibt sich, daß dieser, der die Eintheilung in zehn Bücher einfach aus Walthers Alexandreis herübernahm, diese theilweise für das I., fast ausschließlich für das II.—IX. und für zwei Abschnitte des X. Buchs als Quelle benutzte. Mit diesem X. Buch schloß ursprünglich das Gedicht, erst später fügte der Dichter noch eine Fortsetzung (XI. Buch) hinzu, an deren Abschluß ihn wahrscheinlich der Tod verhinderte. Für diese gelang es nicht eine Quelle nachzuweisen.

Was nun das Verhältnis Ulrichs zu seiner Vorlage betrifft, so constatirt der Verfasser zunächst bucherweise eine Reihe von Auslassungen, um dann den Gleichnissen und Sentenzen eine gesonderte Betrachtung zu widmen. Hier hat nun Ulrich alles irgend fernerliegende, insofern es sich nicht dem Brauche der übrigen deutschen Dichter nähern ließ, einfach weggelassen, dagegen setzt er — ein Beweis, daß er nicht etwa Gleichnissen und Sentenzen an sich abgeneigt ist — auch wieder solche, freilich vom gewöhnlichen hergebrachten Schlage, ohne sein Vorbild zu. Ein ähnliches Ergebnis liefert die Betrachtung des mythologischen Apparates, der, wie der Verfasser bemerkt, von Ulrich zwar „im ganzen beibehalten“ ist, doch so, daß er an die Stelle der antiken Götternamen die gewöhnlichen profaischen oder christlichen Begriffe setzt, oder sie, insofern sie ihm unbekannt sind, geradezu ausläßt, während es ihm anderseits nicht darauf ankommt, einige geläufige mhd. Personificationen wie Frau Ehre, Frau Minne (oder gar *Frouwe Amor*) sowie die bekannten Heidengötter der mhd. Poesie, Mahmet u. dgl. zuzufügen, so daß also abgesehen vom Anfang doch eigentlich wenig von dem ursprünglichen mythologischen Apparat übrig zu bleiben scheint. Erweisen sich schon hier Ulrichs Kenntnisse in der antiken Mythologie als keineswegs sehr gründliche, so beweisen die zahlreichen vom Verfasser zusammengestellten z. Th. recht ergötzlichen Mißverständnisse das frühere Urtheil (Wilhelm v. Wenden S. XIII) berichtigend, daß Ulrich „ein schlechter Lateiner überhaupt“ war. Schon bei dieser Erörterung ergaben sich gegenüber den Auslassungen auch Erweiterungen und Zusätze und solche finden sich noch weiter. Theilweise folgt der Dichter dabei seiner Phantasie, herkömmliche Motive ausspinnend, theilweise beruhen sie, wie der Verfasser zeigt, auf der Benützung einer glossirten Handschrift von Walthers Alexandreis, oder der Dichter schöpft aus eigenen Erlebnissen und Anschauungen (militärische Erfahrungen, Empfänglichkeit für sinnliche Genüsse treten hervor), oder der Einfluß Wolframs von Eschenbach (auch im Wilhelm v. Wenden nicht erkennbar) macht



sich geltend, indem Ulrich Situationen nach Scenen in Wolframs Dichtungen (besonders dem Willehalm) ausmalt, an Situationen bei Wolfram vergleichend erinnert, Züge Wolframischer Helden auf die seinen überträgt u. dgl. Sonst hebt der Verfasser als charakteristisch für seinen Dichter hervor die Vorliebe für bestimmte Zahlen, für Reden und die häufige Wiederkehr derselben Motive. Eine besondere Verehrung hegt Ulrich für die Frauen, denen gegenüber für ihn sogar die Unterscheidung zwischen Christinnen und Heidinnen aufhört, und deren Gestalten, da bei Walther ihrer zu wenig sind, er nach Kräften vermehrt.

Hiebei und noch für vieles Andere, was der Verfasser namhaft macht, namentlich im ersten und zehnten Buch, hat Ulrich als zweite Hauptquelle die sog. *historia de proclis* benützt und zwar wie Toischer zeigt, in der Fassung, die uns durch die Drucke (zuerst 1473 in Utrecht) repräsentirt wird, die aber viel älter ist. Daß hier noch nicht alles erledigt ist, fühlt der Verf. selbst, aber ihn trifft kein Vorwurf, denn solange wir keine kritische Ausgabe dieses höchst wichtigen Werkes besitzen, werden solche Untersuchungen immer höchst mühselig und doch kaum je abschließend sein. In den Bereich dessen, was Ulrich der *historia* verdankt, zu der er sich nach Toischer ganz so verhält, wie zu Walther, gehört aber auch ein Abschnitt, für den er sich auf Alphonsus (*Petrus Alphonsi, Disciplina clericalis*) beruft. Außerdem scheint er auch das *iter ad Paradisum* benützt zu haben, einzelnes entnahm er dem Albertus Magnus *De mineralibus*, dem Lucanus (den er aber nicht weiter gekannt haben kann) und besonders der Bibel, die häufig, namentlich im Anfang des Gedichtes, benützt und citirt ist. Wie den Petrus Alphonsi, so citirt er auch den Lucianus, Valerius, Seneca, Horaz und das Buch von Herzog Ernst, bloß zu gelehrtem Ausputz ohne die Werke selbst benützt zu haben. Auf letzteres will er wohl nur wegen der Aehnlichkeit des Erzählten hinweisen, nicht eigentlich citiren, die Citate aus Valerius sammt dem aus Seneca und dem zweifelhaften aus Horaz scheint er nach Toischer ansprechender Vermuthung aus einer jener Beispiele-sammlungen zu haben, wie sie zu Predigtzwecken aber auch zu Belehrung und Unterhaltung zusammengestellt wurden (ob den *Exempla* des Jacobus de Vitriaco konnte der Verfasser nicht feststellen, weil ihm keine Handschrift davon zugänglich war).

Außer den Büchern benützte Ulrich aber auch mündliche Ueberslieferung, wie er selbst berichtet. Ob für all die Abschnitte, für die sie der Verfasser annimmt, will ich dahin gestellt sein lassen: für die mit Euenkel so genau stimmenden Darstellungen der Fahrt auf den Meeresgrund und in's Reich der Lüfte mindestens scheint mir doch die Annahme einer gemeinsamen schriftlichen Quelle nicht ausgeschlossen; sicher ist mündliche Mittheilung für die Begegnung mit Elias und Enoch, wo sich der Dichter auf einen König beruft, in dem man mit Toischer am wahrscheinlichsten Ottokar II. wird vermuthen dürfen, der demnach, interessant genug, wie der Verfasser etwas eigenthümlich sich ausdrückt, „gleichsam als Mitarbeiter an einem deutschen Gedicht erscheint.“

Dies sind nach Toischer's verdienstlicher und theilweise recht mühseliger Untersuchung die Quellen, aus denen Ulrich, auf möglichste Vollständigkeit bedacht und gelehrtem Schein, wie wir sahen, geneigt, seinen Stoff zusammenbrachte. Es ist anerkennenswerth, daß die Untersuchung auch für die Charakteristik des Dichters ein Ergebnis abwirft. Nach Toischer's Urtheil gelingen einzelne Scenen dem Dichter trefflich, Einheit fehlt und er erzählt am liebsten in chronologischer Folge; zur Bewältigung des Ganzen fehlt die Kraft, aber er strebt auch nicht darnach, so wenig als nach Originalität der Darstellung.

Ein Schlußcapitel ist noch der Zeit der Abfassung gewidmet. Darnach wären die fünf ersten Bücher 1270—1278 abgefaßt. Das Jahr 1270 scheint mir nun freilich, wenn es sich nicht anderweitig besser stützen läßt, keine so „sichere Grenze“ für den Anfang zu sein, wie der Verfasser meint: denn wenn auch erst in diesem Jahre sein Gönner Friedrich von Walsen Erzbischof von Salzburg wurde († 1254), wie hätte er ihn denn in der viel später nach Friedrich's Tod abgefaßten Stelle am Schlusse des zehnten Buches anders tituliren sollen, auch wenn er von ihm das Buch (Walther) schon früher bekommen hätte, ehe jener Erzbischof geworden? Wahrscheinlich ist auch mir, daß es auf eine Verherrlichung Ottokars abgesehen war, den man unbe-



denklich mit Loischer in dem ungenannten Fürsten erkennen wird, den Ulrich am Schluß seines V. Buches rühmend mit Alexander vergleicht (nebenbei bemerkt doch vielleicht veranlaßt durch den entsprechenden Schluß desselben Buches bei Walther). Nach dessen Tode, zwischen 1278—1283 in eine für den Dichter traurige Zeit setzt Loischer das VI. und VII. Buch, die bedeutend gegen die übrigen abfallen sollen, in die Regierungszeit Wenzels II., an dem Ulrich wieder einen Gönner fand und dem das Gedicht gewidmet ist, aber bevor Gutta, die im Wilhelm von Wenden gepriesene, im Alexander nirgends genannte Gemahlin Wenzels nach Böhmen kam, also 1283—1287 das VIII.—X. Buch, die Fortsetzung (Buch XI.), Borse II. von Niesenburg gewidmet, fällt frühestens in die letzten Jahre des dreizehnten Jahrhunderts. Auch die beiden Vermittler zwischen dem Dichter und Friedrich von Wilchen, der ihm persönlich nicht bekannt war, Runo von Outrat und Ekkehart v. Dobringen werden in diesem Schlußcapitel nachgewiesen. H. Lambel.

**Dr. Martin Franz Mayer:** Ueber die Verordnungsbücher der Stadt Eger 1352—1482. Wien 1880. Gerolds Sohn.

Eger, die Hauptstätte des Fränkischen Rechtes in Böhmen, war auch die wichtigste Stadt im nordwestlichen Böhmen, deren Einfluß nach Recht, Sprache, Kunst nach Osten schon vielfach nachgewiesen worden ist. Wie die anderen deutschen Reichsstädte hatte Eger auch seine eigenen örtlichen Gesetze und stand nach dem Stadtrecht von 1279 unter der Leitung von Senatoren, welche die eigentliche Stadtbehörde waren. Die Verordnungen des Rathes wurden in systematisch geordneten Stadtgesetzbüchern bearbeitet. Drei solche vorhandene Bearbeitungen würdigt nun der Verfasser in eingehender Weise, nachdem schon früher Kürschner darauf aufmerksam gemacht, Erwoak einzelne Bestimmungen verwerthet, Proeck die dritte Fassung abgedruckt hat. Die vom Verfasser dieses Schriftchens gegebene Uebersicht des Inhaltes nebst Bezeichnung der Veränderungen, denen die Verordnungen im Laufe der Zeit unterlagen, gehen zum erstenmal schärfer in's Detail, hebt die Abänderungen nach den drei Handschriften hervor und sucht daraus Schlüsse zu ziehen. Die Sitten-, die Sicherheits-, die Handels-, die Gewerbe-, Markt-, die Gesundheits- und Reinlichkeits-Polizei, die Diensthordenordnung, endlich die Verfassung besonders der Verordnungen bezüglich der Erwerbung des Bürgerrechtes werden in ihren Bestimmungen durchgeprüft. Der Verfasser theilt aus dem Inhalt des Pergamentscodex vom J. 1352 noch einige Stücke mit, welche für die Geschichte der Verwaltung der Stadt von Bedeutung sind und theilweise jenen Beilagen entsprechen, welche dem ersten Bande der Chroniken der deutschen Stadt (Leipzig 1862) beigegeben sind, so die Zollordnung der Stadt Eger, die Einnahmen der Stadt &c. Dieser werthvolle Beitrag zur Städtegeschichte Böhmens und zur Culturgeschichte deutscher Reichsstädte verdient insbesondere den Dank unseres Vereines. Vor allem ist die genaue Vergleichung und die darauffolgende Einfügung der Nachträge und Randbemerkungen der Handschriften, sowie die Berücksichtigung der Nürnberger Polizeiordnungen in der Arbeit hervorzuheben, wodurch dem Forscher in der mittelalterlichen Städtegeschichte hier eine treffliche Vorarbeit geboten wird. r.

**Dr. J. Gebauer:** Žaltář Wittenberský. V Praze 1880. (Der Wittenberger Psalter). VII. Bd. der „Památky staré literatury české“ [„Denkmäler der alten českischen Literatur“]. Verlag der „Matica česká.“ XII und 275 S.

Die vorliegende Ausgabe des Wittenberger Psalters, einer Interlinearversion, deren Handschrift (perg. 283 bl. XIV. saec.) sich in der Seminarbibliothek zu Wittenberg befindet, kann den Ansprüchen, die an derartige Editionen zu stellen man heutzutage wohl berechtigt ist, nicht entsprechen. Der Herausgeber, von welchem ich bei seiner großen literarischen Fruchtbarkeit denn doch eine gewisse Routine im Büchermachen erwartet hätte, zeigt sich an vielen Stellen als hilfloser Dilettant, der bis heute selbst in die offensten Geheimnisse der schriftstellerischen Technik des Mittelalters nicht eingedrungen ist. Hiefür zeugt die Auseinandersetzung auf S. VIII, welche sich der Herausgeber durch die Bemerkung, daß man es mit einer Interlinearversion zu



thun habe, leicht hätte ersparen können. S. VIII und IX belehrt uns G. ganz richtig, daß einzelne Theile des tschischen Textes roth (mit schwarzen Initialen), andere schwarz (mit rothen Initialen) geschrieben seien und begrenzt diese Theile genau durch Nominirung der betreffenden Capitel und Verse; überflüssig war es demnach, genau daselbe in den Anmerkungen zu wiederholen. Ganz daselbe gilt von der Bemerkung S. XVI über das Vorhandensein oder Fehlen der Initialen. Seinen paläographischen Kenntnissen und der scharfen Logik seines Gedankenganges hat G. S. IX ein monumentum aere perennius gesetzt. Da wird u. A. zuerst constatirt, daß in der Handschrift hervorragende Besonderheiten der Schrift nicht vorhanden seien, eine Zeile weiter wird uns jedoch mit Genugthuung mitgetheilt, daß der Buchstabe z mitunter oben ein besonderes Häkchen habe; daß statt u am Anfange der Wörter und Silben fast immer v geschrieben sei; daß e und t häufig nicht zu unterscheiden seien u. s. w. Im höchsten Grade verblüffend jedoch ist gleich die erste Bemerkung, welche diese ganze paläographische Auseinandersetzung würdig krönt: Der Buchstabe r sei manchmal einem gedruckten r, manchmal einem z ähnlich. . . . Wo bleibt da Wattenbach's „r rotunda“? Die „Anleitung zur lateinischen Paläographie“ scheint Gebauer nicht einmal dem Namen nach zu kennen; er hätte doch auch den gedruckten Enunciationen des trefflichen Schriftforschers, auf dessen private Urtheile er so sehr pocht, einige Aufmerksamkeit zuwenden sollen. S. X und XI werden wir belehrt, daß das „Učení křesťanské“ Stitny's aus dem Jahre 1876 stamme, S. XI ff. wird weitläufig erzählt, daß die Schuld an den zahlreichen Fehlern der Handschrift der Abschreiber trage, was doch ganz selbstverständlich ist. S. XXXV widerspricht der Herausgeber sich selbst. Nachdem er S. IX constatirt: „Der Buchstabe für i, í steht theils ohne diakritisches Zeichen, theils ist er mit einem Strich versehen; so ist auch der Buchstabe y mitunter mit einem Strich versehen“, sagt er S. XXXV, er habe „den Unterschied zwischen den handschriftlichen i, í und í, y und ý nicht berücksichtigt, weil er nicht nur willkürlich und zufällig, sondern auch in einem gedruckten Texte überflüssig (?) sei!“ Auch an anderen Fehlern ist kein Mangel, so setzt G. 32, 12 an Stelle des handschriftlichen Nedawy: nedávej anstatt des allein richtigen nedávaj (ne tradideris). Das Glossar enthält eine Menge verschiedener Mißgriffe, wovon hauptsächlich diejenigen als besonders verwirrend bezeichnet werden müssen, welche sich aus der Vergleichung der Schlagwörter mit den betreffenden Belegen ergeben, z. B. unter okl'účiti findet man nur die umgelautete Form oklyczyly; ebenso verhält es sich mit pohrúziti und mit einer bedeutenden Anzahl der Verba reflexiva, deren Belege den Schlagwörtern geradezu widersprechen. Den oben constatirten Dilettantismus bezeugen auch die Schlagwörter slutovánie und slutovati se, welche beidesmal ohne Erweichung des l gedruckt sind, obgleich aus den heutigen umgelauteten Formen slitováni und slitovati se sonnenklar hervorgeht, daß das l weich gewesen sein und mit dem in sl'ub und sl'úbiti gebrauchten Striche bezeichnet werden muß. Trotz seines ziemlich großen Umfanges ist dem Buche kein Verzeichniß der Druckfehler beigelegt, obzwar solche vorkommen: z. B. Mörder für Mörder (S. 78 in der Note).

Papier und Druck sind sehr mittelmäßig; als besonders störend mag noch hervorgehoben werden, daß die Citate, sowohl die lateinischen, als die den übrigen Codd. entnommenen, von dem Texte und den Anmerkungen typographisch gar nicht unterschieden sind. K. W. Titz.

**Dr. Jaromír Čelakovský.** O právech městských M. Briccius z Lieska a o poměru jich k starším sbírkám právním. (Die Stadtrechte des M. Briccius von Liesko und ihr Verhältniß zu den älteren Rechtsammlungen.) Prag, 1881.

Es sind die Ergebnisse äußerst mühsamer Forschung, welche uns der gelehrte Herr Verfasser in der vorliegenden Abhandlung mittheilt. Während in Betreff der Stadtrechte des Briccius bisher nur festgestellt wurde, daß sie hauptsächlich Brünnner, Tglauer und Kuttenberger Recht enthalten, s'ieht nun Hr. Dr. Čelakovský die einzelnen Bestimmungen derselben auf ihre Quellen zurück, bespricht eingehend die von Briccius benutzten älteren Rechtsammlungen und gibt uns über das Werk selbst genauen Aufschluß. Darnach liegen demselben zu Grunde: 1. die Brünnner



Schöffensprüche, wie sie sich uns in dem *Manipulus vel directorium juris civilis* aus der Mitte des 14. Jahrh. erhalten haben. (Herausgegeben von Kößler in 2. Bd. der „Deutschen Rechtsdenkmäler“ unter dem Titel „Das Schöffensbuch“), 2. eine zweite gefürzte Recension dieser Rechtsatzungen aus der 2. Hälfte des 14. Jahrh., erhalten in einem Pergamentcodex des Prager Stadtarchivs mit dem Titel: „*Cursus seu registrum civilium sententiarum*“ aus den J. 1413 bis 1419, 3. ein Rutenberger Manuscript aus der 2. Hälfte des 14. Jahrh. mit der späteren Aufschrift: „*Jus civile et montanum*“ enthaltend einen lateinischen und deutschen Text des Bergrechtes und eine dritte Recension der Brünner Rechtsatzungen mit Iglauer Schöffensprüchen und Rechtsbelehrungen unter dem unrichtigen Titel: „*Liber sententiarum Premislai, qui Praga dictus est Ottagarus*“ und 4. eine böhm. Uebersetzung dieser Rechtsatzungen aus dem J. 1468 in einem Rutenberger Codex, welcher jetzt im böhm. Museum aufbewahrt wird.

Das Werk des Briccius, die erste gedruckte Sammlung von Stadtrechten in Böhmen, erschien im Jahre 1536 in Leitomischel unter dem Titel: „*Knihy městských práv Starého Města Pražského a jiných měst království Českého, k tomuž právu náležících*.“ (Stadt-Rechts-Bücher der Altstadt Prag und anderer zu demselben Rechte gehörigen Städte des Königreiches Böhmen.) Trotz dieses Titels ist das Rechtsbuch des Briccius doch nichts anderes, als eine neue Recension der Brünner und Iglauer Rechtsatzungen, welche er zum großen Theile aus der zuletzt erwähnten böhm. Uebersetzung abgeschrieben hat. Er sagt es auch selbst in der Vorrede, daß er seine Arbeit auf Grundlage von Rutenberger Manuscripten unternommen habe. An achtzig Paragraphen hat er jedoch aus seiner Vorlage weggelassen, wenn sie entweder mit der Tendenz seines Werkes nicht übereinstimmten, oder er sonst mit dem Inhalte derselben nicht einverstanden war. Zugleich verglich er diese Uebersetzung mit dem ursprünglichen lateinischen Texte des zuerst erwähnten Rutenberger Manuscriptes, wornach er in der Uebersetzung einiges veränderte, verbesserte und ergänzte. Namentlich änderte er die Namen von Städten und Personen, um sie mit dem Titel seines Werkes in Einklang zu bringen. Außerdem ergänzte er sein Werk durch einige Paragraphen aus der ersten erwähnten Brünner Rechtsammlung und richtete es nach dem Muster der zweiten ein.

Eben so viel Scharfsinn als Sachkenntniß entwickelt der Herr Verfasser auch in der Beantwortung der Fragen, weshalb Briccius gerade diese Stadtrechte herausgegeben hat und zwar unter einem Titel, welcher dem Inhalte keineswegs entspricht. Dies hängt mit dem Streben des Briccius zusammen, der Willkür, welche in der städtischen Gerichtsbarkeit unter der Herrschaft der Sagellonen eingerissen war, ein Ende zu machen, indem er ein einheitliches Recht einzuführen suchte und dabei auf Hebung der Herrschergewalt bedacht war. Hierzu war das Brünner und Iglauer Recht aus der 2. Hälfte des 14. Jahrh. sehr geeignet, denn es stammte aus einer Zeit, in welcher die Macht des Landesherrn überwiegend war, wobei Briccius selbst noch einige Veränderungen in diesem Sinne vornahm. Auch konnten diese Stadtrechte, wenn sie gedruckt erschienen, leichter allgemeine Aufnahme finden, da sie schon in Böhmen bekannt waren und häufig benützt wurden. Um dies noch eher zu ermöglichen, bezeichnete sie Briccius als Stadtrechte der Altstadt Prag und anderer Städte des Königreiches Böhmen, welche zu diesem Rechte gehören. Dies sucht er dann in seiner Vorrede an den Bürgermeister und den Rath der Altstadt Prag zu rechtfertigen, indem er sagt, daß sich nach diesen Rechtsatzungen fast alle Städte dieses Königreiches richten, mit Ausnahme jener, die das Magdeburger Recht gebrauchen; und weil Prag die Hauptstadt des Königreiches und Oberhof des Stadtrechtes ist, sei es billig, daß in der Altstadt Prag die Stadtrechte niedergelegt werden, damit von hier wie aus einem Brunnen alle Rechte und deren Auslegung anderen Städten zukommen, wie es durch Privilegien und langjährige Gewohnheit der Altstadt Prag bestätigt ist.

Briccius wußte jedenfalls sehr gut, daß sein Rechtsbuch kein Prager Recht enthalte, wenn er es auch nicht ausdrücklich sagt; er suchte vielmehr den wahren Ursprung dieser Stadtrechte absichtlich zu verdecken, womit wohl auch die Voraussetzung der „*Práva konselská*“ (Schöffensrechte), welche dem Prager Statutar-Rechte entnommen sind, zusammenhängt.



Aber die Stadtrechte des Briccius riefen offenbar einen heftigen Widerstand hervor, so daß er in mehreren Exemplaren den alten Titel verkleben ließ und statt dessen einen neuen setzte: „Knihy městských práv, jimž se některá města na věčsím dile v království Českém spravovala a ještě spravují.“ (Stadtrechtbücher, nach welchen sich einige Städte im Königreiche Böhmen zum großen Theile richteten und noch richten.) Außerdem ließ er in einigen Exemplaren die Vorrede an den Prager Stadtrath aus und setzte eine neue Vorrede vom 9. Juni 1536 an den König Ferdinand ein, in welcher er ausdrücklich den König als den Urheber dieser Eddition bezeichnet.

Trotzdem darf diese nicht als ein Gesetzbuch angesehen werden, da hiezu die Einwilligung des Bürgerstandes und Landtages nöthig gewesen wäre; sie blieb eine Privatarbeit, und so scheiterte der erste Versuch der Einführung eines einheitlichen Stadtrechtes. Dies wurde erst durch das Werk des M. Paul Christian von Kolbin aus dem Jahre 1579 verwirklicht und zwar auf Grundlage des Prager Stadtrechtes mit Benützung des römischen Rechtes und der Brünner und Iglauer Rechtsfassungen; hiezu hatte aber jedenfalls die verfehlte Ausgabe der Stadtrechte durch Briccius den Impuls gegeben.

Dr. P.

#### Codex Juris Bohemici. Tom. IV. pars. III. Briccii a Liczko Jusmunicipale Pragense 1880

Diese auf Kosten der právnická jednota (des českischen Juristenvereines) veranstaltete, durch Joseph und Hermenegild Jireček besorgte Ausgabe der Stadtbücher der Magister Briccius kommt einem längst gefühlten Bedürfnisse der böhmischen Rechtshistoriker entgegen.

Die Arbeit des Magister Briccius (1536) ist ein Vorläufer der spätern Reformation des Stadtrechts und die Grundlage des von Pius Christian von Kolbin verfaßten im Jahre 1579 durch Druck publicirten Rechtsbuchs, das aus dem Statutarrecht der Altstadt Prag und anderen Wohnheitsrechten zusammengestellt und codificirt als böhmisches Stadtrecht bis zum Erscheinen des bürgerlichen Gesetzbuches (1811) in Böhmen Geltung hatte.

Das Werk enthält die jura consulum Pragensium (práva konselská) und LXXII Capitel. Im Prager Stadtarchive wird Tomek's Geschichte Prags II. S. 309. Dtt Receptionsgeschichte S. 177 ein zwischen 1413 und 1419 geschriebener Pergamentcodex aufbewahrt, der unter anderen Quellen süddeutscher und altböhmischer Rechte unter der Benennung cursus sententiarum civilium eine Abschrift der im Jahre 1353 durch den Brünner Stadtschreiber Johannes vollendeten Sammlung von Rechtsprüchen der Brünner Schöffen enthält.

Diese Schöffensprüche überfetzt Briccius in seinem Werke, dazu kommen die aus dem Altprager Statutenrecht entnommenen, auch in die Kolbinische Codification (tit. II. A. 4—40) aufgenommenen Vorschriften über die Rechte und Pflichten der Consulu (Schöffen), dann die Graduum et stemmatum explanatio conficta ad exemplum libri Joannis Andreae „Lectura arboris consanguinitatis et affinitatis“ (vergl. Dtt Receptionsgeschichte S. 481) und endlich S. 367 und 388 (cap. LXXI und LXXII) weitere Zuthaten, umfassend päpstliche Constitutionen, Zunftfassungen und Anordnungen des Rathes. — Die Uebersetzung und Publication des Briccius war keine officielle, mußte aber wegen ihrer volksthümlichen Form eine auch über Prag hinaus reichende Bedeutung als Rechtsbuch gewinnen.

Im Jahre 1545 urgirte der Landtag über Bitten der Prager beim Könige die Durchsicht und Verbesserung der Stadtrechte, er bat, daß der Herrscher alle verschiedenen, weitläufig vertheilten Rechte in ein einziges dem Prager Stadtrecht conformes Recht zusammentragen und verarbeiten lassen möge. Im Jahre 1569 überreichte die Gesamtheit der nach Prager Recht lebenden Städte Maximilian II. einen Entwurf der Stadtrechte aus der Feder des Paul Christian von Kolbin. Diesem Entwurfe widersprachen aber die nach Magdeburgischem Rechte lebenden Städte: Leitmeritz, Raun, Schlau, Wimbürg, Ruffig. Es nahmen jedoch Leitmeritzer Delegaten an einer Revision des Kolbinischen Entwurfes Theil, und im Jahre 1579 wurde die Drucklegung des corrigirten Stadtrechtes von Christian Kolbin durch Landtagsbeschluß verfügt.

Das Nähere ist aus der trefflichen Receptionsgeschichte von Dtt (p. 174—198) zu entnehmen.



Bei dieser Sachlage erscheint die vorliegende Ausgabe als wichtiges Hilfsmittel für das Studium der Rechtsentwicklung in Böhmen. Die Entfaltung der einzelnen Rechtsinstitute, die in der Rechtsgeschichte kann selbstverständlich nur dann zuverlässig studirt und dargestellt werden, wenn man einen kritisch bearbeiteten vollständigen Quellenapparat zur Verfügung hat.

In dieser Richtung mögen die Gelehrten und wissenschaftlichen Vereine der beiden Nationalitäten Böhmens in regem Wettstreit und gegenseitiger Anregung und Ergänzung das Ihrige zur Aufhellung des so interessanten Gebietes der böhmischen Rechtsgeschichte beitragen. Gewiß wird dieses Geschichtstudium viele Vorurtheile verschmeißen, die sich namentlich über die Stellung und Bedeutung des deutschen Elementes in Böhmen in einer leichten Tagesliteratur und geschwägigen Unwissenheit mancher öffentlichen Reden breit machen.

So würde beispielsweise eine wissenschaftliche Monographie über die Amt- und Geschäftssprache in Böhmen gewiß sehr interessante auch für die Gegenwart verwertbare Resultate zu Tage fördern.

Dr. J. U.  
Dr. Franz von Böher. Archivalische Zeitschrift, herausgegeben von —, A. Bayer. geh. Rath, Reichsarchivdirector 2c. 5. Band. Stuttgart 1880.

Die so eben citirte und von uns in diesen Blättern schon wiederholt besprochene Zeitschrift erfreut sich auch in ihrem 5. Bande wieder eines sehr gediegenen und reichen Inhalts. Den Reigen eröffnet in demselben ein Aufsatz Roth von Schreckensteins, des Directors des badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe „Ueber die Beschreibung von Wappeniegeln.“

Es ist nämlich eine beklagenswerthe Thatsache, daß bei den meisten Urkundeneditionen, die sonst auf der Höhe des wissenschaftlichen Standpunktes stehen, die Beschreibung der an den Urkunden hängenden Siegel ungebührlich vernachlässigt wurde. Schreckenstein macht nun sehr beachtenswerthe Vorschläge, wie diesem Mangel auch schon beim Repetiriren der Urkunden von Seite der Archivare abgeholfen werden könnte und faßt am Schlusse seines Aufsatzes die Hauptergebnisse seiner Erörterungen in einer Reihe von Thesen zusammen, die er der reiflichen Erwägung der Fachgenossen anempfiehlt.

In das sphragistisch-heraldische Gebiet schlagen auch noch zwei andere Aufsätze dieses Bandes ein. So die Arbeit des fürstl. Schwarzenberg'schen Centralarchivdirectors Berger über die historische Entwicklung des Stammwappens der Fürsten zu Schwarzenberg, welche wir als das Muster einer Wappengeschichte bezeichnen müssen, und der Aufsatz Zirngiebls über ein Diplom Heinrich VII. vom 1. September 1220, dem ein sehr belehrender Excurs über Reiteriegel, sowie eine Uebersicht der im kgl. Reichsarchive in München vorhandenen Reiteriegel beigelegt ist. Besonders reichhaltig sind wieder die dem eigentlichen Archivwesen gewidmeten Aufsätze dieses Bandes. Der Archivassistent Seher aus Kopenhagen behandelt das Archivwesen in Norwegen und Schweden, wo dasselbe sich von Staatswegen einer recht aufmerksamen Pflege erfreut. In das russische Archivwesen gemährt uns auf Grund persönlicher Anschauung der Herausgeber durch seinen Aufsatz „Von russischen Archiven, insbesondere dem Moskauer Hauptarchiv“ einen interessanten Einblick. Der gute Ruf, dessen sich das bayerische Staatsarchivwesen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus schon lange erfreut, veranlaßte im Jahre 1873 die russische Regierung, welche eine Reform ihres Hauptarchives anbahnte und ein neues Gebäude für dasselbe errichten wollte, den Präsidenten ihrer Archivkommission auch in das Münchner Reichsarchiv zu senden, damit er die dortigen Einrichtungen genau kennen lerne. 1874 wurde in Moskau das neue Archibgebäude vollendet, welches 1879 von Böher bei seinem Moskauer Aufenthalte einer eingehenden Besichtigung unterzog. Es besteht sowie alle neueren Archibgebäude beinahe ausschließlich aus Stein, Eisen und Glas, hat aber vor allen diesen Gebäuden den großen Vorzug, daß seine Localitäten durch Luftheizung sich stets einer gleichmäßigen Temperatur erfreuen. Die Urkunden dieses Archivs reichen aber bloß bis ins 13. Jahrhundert zurück, und die Zahl der dem Mittelalter angehörigen Documente ist, entsprechend den russischen Culturzuständen in dieser Zeit, eine sehr geringe. Böher gibt uns in diesem Aufsätze auch eine



gebrängte Geschichte der russischen Historiographie, über welche er die Bemerkung einfließen läßt: „Wäre es mit allen Dingen in Rußland so gut bestellt, wie mit seiner jungen Geschichtsschreibung, so möchte man diesem Reiche eine schöne Zukunftsbüthe versprechen.“

Der nächste Aufsatz bringt uns sehr werthvolle Aufschlüsse über das vaticanische Archiv in Rom, das wohl das werthvollste Archiv der Welt sein dürfte, aber leider noch immer sehr schwer zugänglich ist. Dagegen ist in jüngster Zeit das französische geheime Staatsarchiv der wissenschaftlichen Forschung erschlossen worden. Löher theilt uns das Règlement général über die Benützung dieses Archivs, welches ihm auf seine Bitte der französische Ministerpräsident Hr. von Freycinet mit einem liebenswürdigen Briefe zugehen ließ, mit. Dem Herausgeber verdanken wir ferner noch eine kurze systematische Uebersicht über den Inhalt des kgl. Kreisarchivs in Würzburg, welches auch einen Theil des ehemaligen Mainzer kurfürstlichen Archivs enthält, eine Abhandlung über „Urkunden in Thurmknöpfen“, ein Verzeichniß von Vaticanischen Urkunden zur Geschichte Kaiser Ludwig des Bayern und einen warm geschriebenen Nekrolog des verdienstvollen Straßburger Archivdirectors Ludwig Spach, welcher seit 1839 Vorstand des Bezirksarchivs des Unter-Elsaß war und von dem es schwer zu sagen ist, ob er als Archivar oder als Schriftsteller und geistiger Vermittler zwischen der deutschen und französischen Literatur bedeutenderes geleistet hat.

Gleich wie diese Biographie Spachs auch ein gutes Stück elsässischer Archivgeschichte enthält, so ist dieß auch bei dem Nekrologe über den im Jahre 1879 verstorbenen Director des kgl. sächsischen Hauptstaatsarchivs in Dresden, Dr. Karl von Weber, in Bezug auf die sächsische Archivgeschichte der Fall. Derselbe entstammt der Feder seines Nachfolgers, des geheimen Rathes von Wibleben. Im Jahre 1849 übernahm Weber die Leitung des sächsischen Hauptstaatsarchivs und führte unter seiner Direction eine durchgreifende Ordnung der Schätze seines Archivs nach systematischen Grundsätzen durch. Darauf und nicht auf die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Arbeiten, legte er bei den ihm untergeordneten Beamten das Hauptgewicht und erreichte dadurch auch, daß das Dresdner Staatsarchiv jetzt zu den bestgeordneten Archiven Deutschlands zählt. Möchten auch in Zukunft an der Spitze deutscher Archive noch recht viele solche Männer stehen, wie es Spach und Weber gewesen sind!

Durch die Aufsätze Berners über das Stadtarchiv von Andernach und Zimmermanns über das Archiv der Stadt Kronstadt in Siebenbürgen lernen wir den Inhalt dieser beiden gut geordneten Stadtarchive kennen. Leider erfreuen sich, wie Dr. Leist in seiner Abhandlung „über städtische Archive“ ganz richtig hervorhebt, nur wenige Stadtarchive Deutschlands einer solchen Ordnung, die doch bei der Bedeutung dieser Archive für die politische und Kulturgeschichte sehr wünschenswerth wäre. Leist gibt in dieser Richtung sehr beachtenswerthe Winke. Der Referent glaubt aber, daß diesen so sehr beklagenswerthen Zuständen in den meisten Stadt- und Gemeindearchiven überhaupt nur durch ein energisches Einschreiten von Seite des Staates und durch Uebernahme dieser Archive in den Staatsbesitz gesteuert werden könne.

Die Paläographie ist in diesem Bande durch eine Arbeit des Münchner Univeritätsprofessors Dr. Kockinger, welche „Geschichtliches über Tinte und sonstige Schreibbedürfnisse in Bayern“ betitelt ist, durch eine Abhandlung Nordhoffs über „Instrirte Urkunden aus Avignon“ und durch eine von Dudil verfaßte Beschreibung der Handschriften der Bibliothek des Altmünster Metropolitancapitels vertreten. Der erst kürzlich verstorbene Archivrath Dr. Wilmans in Münster veröffentlichte einige bisher unbekanntes Papstbulles des 12. und 13. Jahrhunderts zur Geschichte des Prämonstratenserordens. Wie man bei archivalischen Recherchen und Ordnungsarbeiten für die Topographie und Ortsgeschichte werthvolle Ergebnisse erzielen könne, zeigen uns Kreisarchivar Dr. Schäffler und Kreisarchivsekretär Brandl in ihrer Abhandlung „Ueber die Konstatirung von Wüstungen im bayerischen Kreise Unterfranken und Aschaffenburg“. Das von ihnen eingeschlagene Verfahren sollte auch in recht vielen andern Staatsarchiven Nachahmung finden.

Schließlich können wir nur den Wunsch aussprechen, daß die archivalische Zeitschrift sich noch sehr viele Jahre der umsichtigen Leitung ihres Begründers erfreuen möge.

A. Mörath.



**Leopold v. Beckh-Widmanstetter.** Die ältere Art der Geldbeschaffung im Kriege. Mit besonderer Rücksicht auf das 15. und 16. Jahrhundert. Nach einem Vortrage gehalten im militär-wissenschaftlichen Vereine zu Graz am 24. Februar 1877. Wien 1880. Selbstverlag des Verfassers.

Die Arbeit des Verfassers als Vortrag erschienen, sucht selbsterklärend dem Stoffe seine interessante Seite abzugewinnen und verzichtet auf eine streng angelegte Untersuchung. Der Vortrag hält sich mit besonderer Berücksichtigung der Erbländer Oesterreichs, mehr in genealogischer Schilderung der Armeen, „Kriegshaufen“ jener Zeit oder in kulturhistorischen Streiflichtern über die finanziellen Schwierigkeiten, welche die Fürsten und Kriegshäupter zu überwinden hatten. Die zum Schluß vom Verfasser gezogene Parallele zwischen den Hohenstaufen und Habsburgern hat eine gewisse Berechtigung für sich, es ist jedoch dabei zu berücksichtigen, daß die Habsburger stets eine festgegründete Hausmacht hatten, welche den Hohenstaufen fehlte, die nur auf ihre ritterlichen Dienstmännern und auf die oberheiniische Tiefebene angewiesen waren, wie dies R. W. Niezsche in seinen „deutschen Studien“ nachgewiesen hat.

Jedenfalls gebührt dem Verfasser das Verdienst, durch seinen Vortrag ein kulturhistorisches Gebiet berührt zu haben, auf welchem sich mit sorgfältiger Benützung des überreichlich vorhandenen Materials lohnende Früchte erzielen lassen. B.

**Dr. Constant von Wurzbach.** Die Herren und Grafen von Stubenberg. Eine genealogisch-biographische Studie. Wien 1879.

Der Verfasser gibt in vorliegendem Separatabdruck aus dem 40. Bande seines großartig angelegten „Biographischen Lexikons für das Kaiserthum Oesterreich“ einen werthvollen Beitrag zur Genealogie eines der ältesten und bedeutendsten österreichischen Adelsgeschlechter, das heute noch in Steiermark blühend, durch einen Seitenzweig auch unserer engeren Heimat angehört. Von dem Alter und Ansehen dieses Hauses, dessen Geschichte sich bis in das 12. Jahrhundert urkundlich verfolgen läßt, geben der „Frauendienst“ Ulrichs von Liechtenstein und Ottokars von Steiermark „Neimchronik“ in ihren Lobeserhebungen auf dasselbe ein bereedtes Zeugniß, und in der That sehen wir die meisten Sprossen dieses Geschlechtes in den höchsten und einflußreichsten Lebensstellungen, sei es als tapfere Heerführer, sei es als erprobte Rathgeber ihrer Landesfürsten oder als hervorragende Pfleger und Förderer der Künste und Wissenschaften.

Nachdem der Verfasser von den bedeutendsten Mitgliedern kurze Lebensskizzen entworfen, schildert er die das Haus Stubenberg betreffenden Sagen und die auf dasselbe sich beziehenden Grabdenkmäler, und gibt zum Schlusse eine reiche Quellenliteratur. Besonders Werth verleihen diesem, mit derselben Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit geschriebenen Werken, welche alle Arbeiten Wurzbachs vortheilhaft auszeichnen, drei Stammtafeln, in denen die gesammte Filiation der Herren und Grafen von Stubenberg in übersichtlicher Weise zusammengestellt ist. B.

**Egerer Jahrbuch.** Kalender für das Egerland und seine Freunde. 61ster Jahrgang. Eger 1881.

Wenn ein literarisches Unternehmen mit ausgeprägt localpatriotischer Tendenz und unterstützt lediglich von einem nicht allzugroßen Kreise von, für Bildung und Aufklärung ihrer Landsleute thätigen Schriftstellern seinen eifsten Geburtstag erlebt, so liegt in dieser Thatfache allein schon der untrügliche Beweis für dessen Lebensfähigkeit und zugleich die sichere Gewähr ferneren Gedeihens. Begründet von Heinrich Gradl hat das „Egerer Jahrbuch“ consequent an seinem Programme festgehalten und mit Sorgfalt Local- und Kulturgeschichte, heimische Sage und Sitte und Dialekt gepflegt, und dadurch hat es nicht allein im eigentlichen Egerlande Verbreitung gefunden, sondern weit über die Grenzen desselben hinaus, „soweit die Egerländische Zunge klingt, soweit ein Egerländisch Herz pulst“, Freunde sich erworben, ja selbst zur Nachahmung angespornt. Wir erinnern in letzter Beziehung nur an die „Comotovia“, deren an dieser Stelle wiederholte Erwähnung geschah, und die, eines besseren Schicksals wert, nach wenigen Jahrgängen zu erscheinen aufhörte. Unter den Mitarbeitern des „Egerer Jahrbuch“ begegnen wir



manchen Namen von gutem Klang, deren Träger, durch ihren Beruf mitunter in die Ferne geführt, ihrer Zuständigkeit nach der Wallensteinstadt, dem Gefühl der tiefinneren Zusammengehörigkeit mit ihren Landsleuten kräftig Ausdruck geben in dem verbreiteten Organ des Egerlandes, in dem „Egerer Jahrbuch“. Der vorliegende 11. Jahrgang desselben, wie seine Vorgänger von Georg Schibah redigirt, bringt eine Reihe, auch für den Nicht-Egerländer lesenswerther Beiträge, wozu zunächst die Arbeiten Dr. C. Reichels zu zählen sind. In dem Aufsatz „Aus der Neuzeit Eger's“ führt er dem Leser die 3 „Volkstribunen“ Karl Schaeber, Ignaz Stail und Christoph Pistorius als Muster trefflichen Bürgerstuns vor, den sie in den zwischen Magistrat und Bürgerchaft in den 30er Jahren schwebenden Kämpfen als innerstrenge Verfechter der bürgerlichen Gerechtigkeit und der Wolsfahrt der Stadt auf das Glänzendste bethätigten. Ferner schildert uns derselbe Verfasser in einem zweiten Artikel die mit Erfolg gekrönten Bemühungen der Egerer Deputation zu Wien und Kremsier (1849) um Activirung des von einer Commission ausgearbeiteten Gemeindeordnungs-Entwurfes, welcher auch mittels Erlasses des Ministers Grafen Stadion de otto. Wien 20. Februar 1849 Z. 968 in Eger als Provisorium bis zur wirklichen Einführung eines allgemeinen Gemeinde-Gesetzes in Wirksamkeit trat, wodurch sich Eger den Ruhm erwarb, unter allen Städten Oesterreichs die erste gewesen zu sein, die eines freien Gemeindelebens sich erfreuen durfte. Derselbe Autor beginnt mit der Biographie Dr. Ernst von Pleuers eine Gallerie hervorragender Egeraner, während Heinrich Gradl in Karte und Text „das alte Egerland f. J. 1315“ auf Grund unbenützter Quellen aus den Jahren 1414 und 1450 schildert und hiebei ein alphabetisches Verzeichnis, alles dessen zusammenstellt, was bis im Jahre 1315 noch sicher zum Egerlande gehörte. Georg Schmid bringt einen Brief Palacky's aus dem Jahre 1847, gerichtet an den Egerer Magistrat und die Berechtigung der Stadt behandelnd, Deputirte zum Landtage nach Prag zu senden. Neben dem rein Historischen ist auch die Sage vertreten durch Dr. M. Urban und G. Schmid, und für Unterhaltung sorgt ferner E. Dillenberg's Erzählung „Die Pämelmwirthin“. Selbstverständlich fehlt es nicht an Dialektdichtungen, in welchem Punkte sich wol keine Gegend Böhmens an Reichthum und Gehalt mit dem Egerlande messen kann. Wie man sieht, ist der Inhalt des „Egerer Jahrbuches“, dem alles sonst einem Kalender Zugehörige an Verzeichnissen, Tabellen usw. nicht fehlt, ein recht reichhaltiger; die Ausstattung dagegen ist bescheiden zu nennen.

**Alfred Klar:** Joseph II. Festrede. Prag, in Commission bei H. Dominicus 1881.  
Ueber Ersuchen des Ausschusses der Rede- und Lesehalle der deutschen Studenten in Prag hat Alfred Klar seine auf dem erhebenden Commersse, den die deutschen Studenten zur Erinnerung an Kaiser Joseph II. am 29. November 1880 veranstalteten, mit verdientem Beifalle gehaltene Festrede in Druck gelegt. Derselben muß Gedankentiefe und hohe Formschönheit bei zumeist vollständiger Beherrschung des gewaltigen Materials nachgerühmt werden, und das hübsch ausgestattete Büchlein wird Allen, welche jener imposanten Feier beizuwohnen Gelegenheit hatten, eine willkommene Erinnerung an dieselbe, jedem anderen Leser eine erfreuliche Bereicherung der anläßlich der Säcularfeier Josephs II. entstandenen Literatur sein. Der Reinertrag der Festrede ist dem deutschen Schulpfennigverein in Prag gewidmet.

**F. Neumann.** Prösch und seine Musikbildungs-Anstalt. Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum derselben. Prag 1880.  
Der fünfzigjährige Bestand einer Privatmusikanstalt ist schon an und für sich die Gewähr für ihre Tüchtigkeit, und wenn nun ein solches Institut noch überdies durch den Namen eines Tonkünstlers und Musikpädagogen von der Qualität eines Josef Prösch geziert wird, so erwächst die Berechtigung der Jubiläumsfeier zur Verpflichtung. Die Festschrift zu verfassen, war wohl Niemand so berufen und geeignet, als F. Neumann, der begabte Schüler und Mitarbeiter Prösch's, der durch 17 Jahre in der Anstalt wirkte und vom Meister das Ehrenprädikat



„Seiner rechten Hand“ erhielt. Man fühlt aber auch aus jedem Worte des schwürgboll geschriebenen Werkes die intime Vertraulichkeit des von dankbarer Pietät erfüllten Jüngers mit dem innersten Selbstleben des ehrwürdigen Meisters herans, und insofern erhält die Gelegenheitschrift den bleibenden Werth eines gebiegener Beitrags zur Musikgeschichte überhaupt. Historisches Material bieten ferner die Beilagen „das Umrichtswerk“, „Journalstimmen und Broschüren“, „Lokal und Lehrpersonal“, „Scala“, drei Verzeichnisse von Compositionen, ein Verzeichniß hervorragender Persönlichkeiten, welche die Anstalt besichtigten, Verzeichnisse des Vorstandes und deren bedeutenderen Zöglinge.

**B. John Dr. und J. Malthus' Bevölkerungsgesetz.** Eintrittsvorlesung gehalten an der Juristenfacultät der Universität Bern.

Der G. F. Knapp, einer der hervorragendsten Vertreter der neuen Bevölkerungsstatistik erklärt: „Der Deutsche Süßmilch habe der Bevölkerungslehre den Leib geschaffen, der Engländer Malthus dagegen demselben erst den Geist eingehaucht.“ Die Theorie Malthus' ist damit an den Platz gestellt, daß sie der eingehendsten Würdigung immer wieder unterworfen werden muß; man denke an die Consequenzen, die aus diesem Gesetz für die Geschichte nach ihren verschiedenen Kreisen und für die socialen Verhältnisse der Gegenwart gezogen worden sind. Die Tendenz alles organischen Lebens sich ohne Rücksicht auf Raum und Nahrungsquantum in unbegrenzter Weise zu vermehren, hat die Noth zur unausweichlichen Folge. Die Bevölkerung wächst in geometrischer Weise an, da sie sich, ohne Hemmung gedacht, in 25 Jahren verdoppelt, während die Productivität des Bodens ohne Hemmung in arithmetischem Verhältnisse wächst. Der Verfasser führt nun die Autoritäten der gegentheiligen Anschauungen vor, ebenso wie ihre Verteidiger vor nicht ohne durch kritische Bemerkungen Klarheit in die sich einander schroff gegenüberstehende Meinungen zu bringen. Durch das Herausheben solcher Angelpunkte der neueren Nationalökonomie kann der Wissenschaft am meisten genützt werden, nachdem ihr die philosophischen Formeln genug geschadet haben.

### Erwiderung.

Hr. Dr. Joh. Gebauer, a. o. Professor der slavischen Philologie an der Prager Universität, hat die in meiner Recension der „Ueberbleibsel der altslavischen gereimten Alexanderlieder“, herausgegeben von M. Sattala und A. Patera (Lit. Beil. der Mittheil. 188 — 81, Nr. 3, S. 33 ff.) gegen ihn erhobenen Vorwürfe zum Gegenstande eines weitläufigen „Eingekündet“ in Nr. 2 des laufenden Jahrganges der illustrierten Wochenschrift „Svět ozor“ (die eur hic?) gemacht. Im Nachstehenden will ich die volle Berechtigung meiner Anklage begründen:

Hr. G. gesteht selbst zu, daß er in der Nová rada S. 12 Num. den weisen Salomon in Aristoteles umwandelte, entschuldigt sich jedoch mit der unerhörten Ausrede, daß er „aus dem Gedächtnisse“ citirt habe; das Gedächtniß des Hrn. Gebauer ist eine so unzuverlässige Instanz, daß ich mich auf dasselbe zu berufen in wissenschaftlichen Fragen Anstand nehmen würde. Um sich aber gegen die wohlverdiente Rüge zu schützen, scheu sich der „böhmische Jacob Grimm“ nicht, gewissermaßen Hrn. Prof. Sattala desselben Fehlers anzuklagen, da dieser, als er aufgefordert wurde, ein privates Urtheil über das ursprüngliche Manuscript der „Nová rada“ abzugeben, Hrn. G. auf diesen Mißgriff nicht aufmerksam gemacht habe. Abgesehen davon, daß es für kein besonders entwickeltes literarisches Anstandsgefühl des Hrn. G. zeugt, ein Privatreferat zum Gegenstande einer öffentlichen Discussion zu machen (denn dann hätte Hr. G. auch mittheilen müssen, daß sein ursprüngliches Manuscript von der zur Prüfung desselben eingesetzten Commission abgelehnt wurde), drängt sich mir die Frage auf, ob Hr. G. von Herrn Prof. Sattala eine Correctur seiner ganzen Arbeit erwartete, was allerdings eine recht bequeme Art des Bücher Schreibens wäre. Ueberdies hat Hr. G. mir bis heute noch nicht den Beweis erbracht, daß die fragliche Stelle in jenem Manuscripte thatsächlich vorkam — die Handschriften seiner unsterblichen Werke würden unter einer besseren Aufbewahrung gewiß nicht gelitten haben!



Allein sich auf das Gebiet sachlicher Auseinandersetzungen zu begeben, dazu ist dieser Terrain Hrn. G. wohl etwas zu schwierig und darum bezeichnet er eine gar nicht vorhandene Argumentation Hattala's als „gewaltsam.“ Ist dies Phantasmagorie oder Absicht?

S. XXI der „Zbytky“ erklärt Hr. Prof. Hattala, daß ein gewisser Jemand „wahrscheinlich auch heute noch den Accent mit dem Gewichte der Vocale vermenge.“ Ich habe diesen Vorwurf schärfer gefaßt, weil Hr. G., der hier offenbar gemeint ist, diesen auf dem Gebiete der einfachsten grammatischen Elementarkenntnisse begangenen lapsus auch heutzutage noch von sich abzuwälzen nicht vermag. Beim Accente handelt es sich um die Tonerhöhung, auf welche Herr Prof. Hattala bereits in seiner Srovnávací mluvnice 1857, S. 78 hinweist (s. überdies Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache, 2. Aufl. S. 631), beim Gewichte der Vocale aber um die Oeffnung der Mundhöhle in der Art, daß diejenigen Vocale, die mit mehr geöffneter Mundhöhle ausgesprochen werden, gewichtiger sind und umgekehrt. Hr. G. behauptet, daß in den bezüglichen §§. 18 und 47 seines „Hláskoslovi“ der richtige Unterschied gemacht sei. Nun, in §. 18 heißt es: „Nach ihrem Gewichte, also nach der Fülle und Kraft ihres Tones (podle plnosti a moci hlasu svého) theilt man die eigentlichen Vocale in gewichtigere und minder gewichtige“ und in §. 47 wird uns geoffenbart: „Der kräftigere Ton (mocnější hlas), durch welchen einzelne Silben über die übrigen hervorragen heißt Accent.“ Beide Definitionen sind falsch, wie auch die in §. 18 aufgestellte Reihe der Vocale nach ihrem Gewichte falsch ist. Warum ist übrigens Hr. G. von der in §. 108 der Srovnávací mluvnice angegebenen Vocalreihe ohne Grund abgewichen?

Hinsichtlich des Passionalis verweise ich Hrn. G. auf S. VIII und XXIII der „Zbytky“ um so zuversichtlicher, als es Hrn. G. absolut unmöglich ist, seine Ansicht über das Alter desselben mit seiner im §. 74 des „Hláskoslovi“ vorgetragenen Lehre über den Umlaut des u in i und mit der auch von ihm anerkannten Thatsache, daß das Bruchstück des Judas wirklich nicht lange nach der Ermordung Benzels III. (4. August 1306) geschrieben wurde, in Einklang zu bringen, da in diesem nach S. VIII der „Zbytky“ nur zwei Umlaute des u in i vorkommen; im Passional dagegen, auch im ältesten Theile desselben, ist der Umlaut bereits Regel und das Vorkommen des u nach weichen Vocalen nur mehr als Ausnahme zu constatiren.

Was den von Hrn. G. gegen mich erhobenen Vorwurf anbelangt, warum ich denn die von den Herausgebern der „Zbytky“ als richtig acceptirte Lesart *liti esí* (B. 1565 der St. Veiter Handschrift der Alexandreis) nicht als unrichtig stigmatisirt habe, so hätte sich der bewanderte und wenigstens in den Anfangsgründen des literarischen Tactes geschult sein sollende Hr. G. diese Frage selbst beantworten können. Ich halte es nämlich zum mindesten für vorlaut, etwas zu bevitteln, dessen Begründung noch nicht vorliegt; den textkritischen Apparat werden die Herausgeber der Alexandreis im II. Theile ihrer Edition beibringen und so lange hätte auch Hr. Gebauer mit seiner unpassenden Bemerkung sich gedulden können.

Was aber ihm und seinem einst hochgestellten Gönner, dem Vater der „Excellenz Trecel'schen Philologenschule“ das meiste Herzweh bereitet und eine wohlbegründete große Furcht einjagt, das ist der Umstand, daß ein hochgebildeter und auf dem Boden ehrlicher Ueberzeugung und kräftigen Einstehens für wissenschaftliche Wahrheit stehender slavischer Gelehrter nicht davor zurückschreckt, den über so vielen „ausgezeichneten Leistungen“ eben dieses *par nobile fratrum* schwebenden Nimbusnebel mit rücksichtsloser Hand zu zerstreuen.

Schließlich ersuche ich Hrn. G. sich in Zukunft nicht so bequemer Vertheidigungsmittel zu bedienen, wie er sie in seinem „Eingekendet“ anwandte, wo er keine andere Abwehr gefunden hat, als mir aus dem tiefsten Grunde seiner gekränkten Eitelkeit zu erklären, ich sei „ein schlecht informirter homo novus, der von der ganzen Sache nichts versteht.“ Mit derartigen persönlichen Bemerkungen, die weder etwas widerlegen, noch etwas beweisen, wird Hr. G. höchstens den Lesern des „Světozor“ imponiren, und darum wäre es wünschenswerth, daß er ein andermal dem Fehdehandschuh, den er Andern so gern vor die Füße wirft, eine gewisse Reinlichkeit angeheihen lasse.

Prag, im Januar 1881.

K. W. Titz.



## Vom Büchertische der schönen Literatur.

**Oscar Teuber:** Im Cadeteninstitut! Lose Skizzen aus dem militärischen Jugendleben. 2. Auflage. Prag, Verlag von A. Haase 1881.

Der durch sein dramatisches Gemälde „Ulrich von Hutten“ (Prag 1873 Verlag von J. G. Calve) und durch seine in verschiedenen Anthologien erschienenen Gedichte vortheilhaft bekannte Autor bietet in diesen losen Skizzen eine Sammlung von Feuilleton-Artikeln, die zuerst die Leser der „Bohemia“ auf das Beste amüsirten. Es sind Erinnerungen aus der Jugendzeit, die der Verfasser in der k. k. Cadetenschule zu Eisenstadt und St. Pölten verlebte und die er mit köstlichem Humor und ursprünglicher Frische schildert. Man muß jaust nicht selbst „Militär“ gewesen sein, um dem Buche Beifall abzugewinnen; auch wir „Civilisten“ können bei der Lecture desselben nicht anders als gestehen, daß uns die heitere Muse Teuber's, der Schalk, der überall mit schelmischen Augen durchblinzelt, vom Anfang bis zum Ende in Athem erhält und für ausgiebige Unterhaltung sorgt. Ein Beweis, wie sympathisch die vorliegenden Skizzen in allen Kreisen, natürlich zunächst in militärischen, aufgenommen, liegt in der That- sache, daß nach der im Februar erschienenen 1. Auflage bereits im März eine 2. Auflage nothwendig wurde, zu welchem Erfolge wir dem hochbegabten Autor, der glänzend und fesselnd die Motiva zukünftiger Vaterlandsverteidiger nach der alten Schule zu erzählen versteht, aufrichtig gratuliren. — Ebenfalls humoristisch, aber nur für ein engeres Publikum berechnet, ist das Buch von

**Dr. Bernstein:** Humoristica medica. Aus den Kreisen des Vereines deutscher Aerzte in Prag. Prag, Verlag von F. Rytka 1881.

Die Pillen und Latwege, die Pulver und Mixturen, welche der ordinirende Verfasser, fast ganz vertraut mit der metrischen Receptirkunde, in den citirten Blättern verschreibt, setzen, soll ihre Wirkung vollständig sein, in der Behandlung eine Clientel voraus, die in der Chirurgie, Anatomie, Myologie, internen Medicin, Embryologie, Histologie, Physiologie und wie die sonstigen Disciplinen heißen mögen, keineswegs Laien zählt, sondern selber hinreichend practische Erfahrung besitzt. Oder muß es einem Laien in der Kunst Aesculaps zum mindesten nicht befremdlich vorkommen, wenn „der Cretinismus“, „der Lippentrebs“, „die Ovariectomie“, „der Harn“ u. s. w. poetisch besungen werden? — Diese Lieder, ursprünglich für die geselligen Abende des Vereines deutscher Aerzte in Prag bestimmt und daselbst im Chorus vorgetragen, haben ohne Zweifel den ihnen gesteckten Zweck, die Fachgenossen originell zu erheitern, vollständig erreicht; allein gegen die Publication derselben für die weitesten Kreise ließen sich vom Standpuncte ernster Kritik viele Bedenken vorbringen, welche durch die Absicht, den Reinertrag des Buches der Wittwen- und Waisengesellschaft des Prager medicinischen Doctoren-Collegiums zuzuführen, nur einigermassen abgeschwächt werden können. Der Curiosität halber seien hier einige von den Gedichten mit Angabe der Melodie, nach der sie zu singen, dem Titel nach angeführt und ein weiteres Urtheil über diese Richtung der „Poesie“ unterlassen: „Vagina duplex, uterus septus“, Mel.: „Ich bin der Doctor Eisenbart“, „Vererbung der Syphilitis“, Mel.: „Federleicht ist mein Gepäck“, „Refection beider Kiefer“, Mel.: „Meine Anna die ist pfutsch“, „Agnesie der Niere“, Mel.: „Der kleine Postillon.“ „Staar-Operation“, Mel.: Gaudeamus igitur. &c. &c.

**August Dangler:** Vaterländische Erinnerungsblätter. Böhm.-Leipa, Verlag J. Künstler 1880.

Der vollständige Titel des Heftchens von Dangler lautet: Gedichte, den Kindern des österreichischen Volks, den Schülern der österreichischen Volks- und Bürgerschulen bei Veranstaltung vaterländischer Schulfeierlichkeiten, insbesondere aber zur bevorstehenden Feier des hundertjährigen Gedenktages der Thronbesteigung weiland Sr. Majestät des Kaisers Josef II. und des folgenden



Vermählungsfestes Sr. k. k. Hoheit des Kronprinzen Rudolf mit Ihrer k. Hoheit Prinzessin Stefanie zum Vortrage geboten von . . . Wie man sieht, ein recht stattlicher Titel für ein dünnes Heftchen, das nicht mehr als 17 Gedichte enthält, denen glückliche Erfindung, poetischer Schwung und Gewandtheit der Versification zu besonderem Vorwurfe nicht gemacht werden können. Reimen heißt noch nicht dichten, namentlich wenn auf Kosten richtigen Sachbaues und ohne Rücksicht auf richtige Accentuirung der deutschen Sprache Reime erzielt werden, die man wegen ihrer Unreinheit erst in die Wäsche schicken möchte. Gesagtes gilt zumeist von der ersten Abtheilung des Heftes „Erinnerungsblätter an das Kaiserhaus und das Vaterland.“ Die zweite Abtheilung „Gedenkblätter an Kaiser Joseph II.“ enthält einige versificirte Anekdoten aus dem Leben des großen Monarchen. Unstreitig das Beste an dem Büchlein Dangers ist seine damit documentirte loyale Gesinnung, in den Herzen der Jugend den Patriotismus zu nähren und die Liebe zur Dynastie zu pflegen; ein anderer Vorzug des Büchleins ist sein geringer — Umfang.

**Franz Schneider:** Herbstblüthen. Gedichte. Prag, Verlag von S. Dominicus 1880.

Aus den Gedichten Schneiders, eines schönbegabten lyrischen Sängers, spricht eine tiefe Empfindung, ein reines, für die unvergänglichen Reize der Natur empfängliches Gemüth und wahres Verständnis für alle Regungen des menschlichen Herzens. Dieß verrathen die meisten seiner anspruchlos auftretenden, aber ächt poetisch anmutenden Lieder auf das deutlichste, denen in Bezug auf den gar zu bescheidenen Strophenbau mit fast durchwegs unterbrochenen Reimen unter Hinweis auf die von unsern Meistern erreichte hohe Formschönheit die Beobachtung einer größeren technischen Sorgfalt zu wünschen gewesen wäre. Unter der Abtheilung „Aus der Minnezzeit“ finden sich manche Perlen, wozu wir in erster Linie zählen: „Wol reizend ist die Rose,“ „Strahl, ihr lieben gold'nen Sterne“, „Du schrittest an mir vorüber“, „Ich weiß ein kleines Liedchen“. Oft wird man hiebei an die Klänge des Sängers des Mirza Schaffy, manchmal auch an die Weisen Heine's erinnert, ohne aber daß dadurch die Original-Melodie unseres Dichters übertönt wird. Das erzählende Gedicht „Kaiser Max“, stellenweise nicht ohne Schönheit, will uns im Ganzen weniger behagen; diese gewaltige Tragödie läßt sich denn doch nur schwer in romanzuartig aneinander gereihten Gedichten zu vier Zeilen vollständig bewältigen.

**F. †:** Heißes Sehnen Freundes Thränen. Eine Sammlung von Elegien, gedichtet von F. †, gebornen Gräfin Bevilacqua de Pafitz. Prag, Selbstverlag 1880.

Die Kritik vorliegender „Elegien“ (wehe!), die eine verzweifelte Familienähnlichkeit mit den lächerlichen Keimereien aufweisen, welche in dem Inseratentheile des „Prager Tagblatt“ mit erstaunlicher Zähigkeit den Leser maltrairiren, läßt sich kurz zusammenfassen in dem einen Worte: Schund, erlärnlicher Schund. Aber um der Mahnung Goethes: „Kommt den Frauen zart entgegen“ gerecht zu werden, will der Referent nach der Melodie „des Schalmeis“ der Verfasserin sagen: Heißes Sehnen Freundes Thränen — Sprache höhnen, Unsinn fröhnen — Versfußmuskeln mörderisch dehnen — metrisch stöhnen, rythmisch flennen — muß man die Gedichte nennen: Heißes Sehnen etc.

Otto Lohr.